

2. Jahrgang. • Heft 2. • Mai 1903.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Geschichte des Deutschtums in Schlesien.

Von

Benno Hein, Beuthen O.S.

II.

Mit der Besitzergreifung Schlesiens durch Preußen trat ein schärferer Zug in der Fortführung der Germanisation ein. Schon die Aufhebung der Zaude im Jahre 1741 in den letzten 6 Bezirken Glogau, Raudten, Guhrau, Wohlau, Herrnsstadt und Rützen deutet dies an. Nach zwei Richtungen suchte Friedrich der Große dem Polentum entgegenzutreten; durch Kolonisation und durch die Schule.

Schlesien hatte durch die drei schlesischen Kriege einen Verlust von ungefähr 120 000 Seelen gehabt. Um aber neben der natürlichen Volksvermehrung diesen Verlust möglichst schnell zu ergänzen, berief Friedrich der Große zunächst Hussiten, später aber deutsche Kolonisten ins Land. In den Jahren 1775—1777 allein wurden 200 neue Dörfer, teils von der Regierung, teils von den Großgrundbesitzern mit staatlicher Unterstützung angelegt. Im ganzen schätzt Beheim-Schwarzbach die Zahl der unter Friedrichs Regierung ins Land gerufenen Kolonisten auf mehr als 61 000, von denen 43 000 auf das Land und mehr als 18 000 auf die Städte entfallen. Friedrich der Große hatte dabei die Absicht, durch die Versetzung polnischer

Kolonisten ins deutsche und deutscher Kolonisten in das polnische Gebiet, die deutschen Sprachgrenzen wesentlich vorzurücken. Das ist ihm aber leider nur zum Teil gelungen.

Die zu heftigen Neugründungen hatten eine Menge nicht lebensfähiger Siedelungen zur Folge, welche abseits vom Wege, mitten in den Waldungen auf dürrigem Boden, dessen knappe Zumeßung zur Ernährung einer Familie nicht ausreichte, lagen. Viele Kolonisten kehrten in ihre Heimat zurück, andere verfielen der Armut, dem Holzdiebstahl oder der Wildddieberei.

Viele der winzigen, deutschen Dörfer von 10—20 Stellen gingen, vom polnischen Sprachgebiet umfassen, schnell ihrer Sprache verlustig und verstärkten im Gegenteil die polnische Bevölkerung. Von 55 Kolonien z. B., welche das weite Waldgebiet des Kreises Oppeln aufnahm, waren von vornherein 8 polnisch, 5 tschechisch; die 22 deutschen waren so zerstreut und wirtschaftlich so schwach, daß nur 15 von ihnen nicht ohne slavische Beimischung ihren deutschen Charakter erhalten hatten. Es sind dies: Blumenthal, Finkenstein, Grafenort, Heinrichsfelde, Hüttenhof, Königshuld, Malapane, Eisenwerk, Neuwedel, Plümkenau, Podewils, Schulenburg, Seidlitz, Süßenrode, Taudentzinow, Zedlitz. Die sieben: Antonia, Carmerau, Derschau, Georgenwerk, Kupferberg, Neu-Kupp, Münchhausen verfielen der Polonisierung.

Derselbe Vorgang wiederholt sich noch in andern Kreisen Oberschlesiens.

Bei unbefangener Prüfung dieser kolonialen Bestrebungen Friedrichs des Großen muß man gestehen, daß es nur dem Zufall überlassen bleiben mußte, wenn einige Kolonien tatsächlich zur Verschiebung der deutschen Sprachgrenze beigetragen haben. Das war besonders auf der rechtsseitigen Oderniederung gegenüber von Brieg der Fall. J. B. durch Carlsberg, Neu-Köln, Alt- und Neu-Moselache, Neu-Leubusch, Louisenfeld, Pfaffensthal, Neu-Limburg, und durch die Kolonien im Gebiete der Bartsch: Liebenthal, Amaliensthal, Charlottenthal, Wirschkowitz u. a.

Die deutsche Sprachgrenze kann mit Ausnahme einiger beiderseitigen Sprachinseln im Jahre 1790 wie folgt gezogen werden: Sie ging von Leobschütz über Jülz, Friedland, Falkenberg nach Schurgast, zog sich dann auf die rechte Oderseite um Brieg herum, südlich von Ohlau wieder über die Oder bis nach Strehlen, über Peiskerau, Domschau, südlich von Breslau nach Hundsfeld, Namslau, Schmograu, Pannwitz, Luzine, Trebnitz, Trachenberg, Festenberg und dann direkt nördlich bis an die posensche Grenze.

Auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens hatten sich die unverkennbar großen Bemühungen eines eigentlichen durchschlagenden Erfolges nicht zu erfreuen, da sie auf Hindernisse stießen, deren Beseitigung man sich wohl leichter gedacht hat, als sie in der Tat waren.

Unter dem 2. November 1751 erging an die oberschlesische Oberamtsregierung die Verfügung, für die Anstellung deutscher Schulmeister in den polnischen Dörfern zu sorgen und sich zu diesem Zwecke mit den bischöflichen Kommissarien und Erzpriestern in Verbindung zu setzen. Begründet war dieser Erlaß durch den Hinweis, daß die königlichen Edikte den Leuten unverständlich seien, weshalb die Lehrer zugleich als Gerichtsschreiber dem Verständnis und der Verbreitung derselben zu dienen hätten.

Die Antwort auf dieses Reskript wird wohl ziemlich durchgehends so gelautet haben, wie diejenige des Erzpriesters von Gr. Strehliß vom 27. November 1751. Derselbe versichert mit profunder Devotion, daß der deutschen Sprache kundige Schulmeister, die zugleich polnisch reden, überhaupt nicht zu haben seien, daß er sich aber alle ersinnliche Mühe zur Beförderung Sr. Majestät allerhuldreichster Gesinnung geben werde. Gleichzeitig erkläre er, daß die stockpolnischen Dörfer völlig außer stande seien, für einen doppelt sprachkundigen Gerichtsschreiber etwas zu geben, da sie kaum einen Schulmeister mit den gewöhnlichen Obvenienzen zu vergnügen vermöchten.

Um diesem Übel der armen Gemeinden abzuhelpfen, wurde des weiteren verfügt, daß alle Kirchen- und Bethäuser, besonders die evangelischen, verpflichtet seien, jährlich einen Taler zur besseren Einrichtung des Schulwesens Oberschlesiens abzugeben. Außerdem ergab eine zu demselben Zwecke in ganz Schlesien veranstaltete Hauskollekte die ansehnliche Summe von 1755000 Gulden.

Auf Grund dieses Schulfonds wurde nun die Entsendung von Schulmeistern nach Oberschlesien in Angriff genommen, aber durch Ausbruch des 7 jährigen Krieges unterbrochen. Kaum war derselbe beendet, so übernahm man die Kulturarbeit mit erneutem Eifer. Minister v. Schlabrendorf verfügte unter dem 18. Mai 1763, daß „durchgehends in Schlesien, absonderlich in Oberschlesien, allwo es mit den Schulanstalten überall gar sehr schlecht bestellet, eine Verbesserung vorgenommen werden sollte, damit die jungen Leute nicht wie das Vieh ohne Erkenntnis des Guten und Bösen aufwachsen“. Besonderes Gewicht sei darauf zu legen, daß der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens das Deutsche beigebracht werde, um dadurch für den Verkehr mit den Deutschen fähig gemacht zu werden. Das Deutsche solle an die Stelle des viel zu viel gepflegten Latein treten, da durch das Erlernen des Latein erstens der Hang zum Geistlichwerden in den niederen Kreisen zu sehr um sich greife, und zweitens, weil es sich nach den Berichten der Landräte herausgestellt habe, daß die Schulzen, „welche die lateinische Sprache in ihrer Jugend erlernen, in ihren Kreisen die allerschlimmsten und obstinatesten wären, und es fast den Anschein habe, daß ihnen mit dieser Sprache zugleich die Kenitz und die Hinterlistigkeit eingeflöhet werde“.

Da aber trotz aller Reskripte und Maßnahmen der Minister v. Schlabrendorf auf einer Visitationsreise in Oberschlesien „fast keine Spur“ von Schulen, im ganzen alten Beuthener Kreise nur zwei Schulmeister und im Beuthener und Pleßer Kreise nur zwei Geistliche gefunden habe, welche deutsch verstanden, so verfügte er am 22. Mai 1764, daß alle bereits angestellten Geistlichen binnen Jahr und Tag die deutsche Sprache erlernen sollten, widrigenfalls sie die Entfernung aus dem Amte zu gewärtigen hatten. Auch sollte kein Geistlicher zum Amte zugelassen, kein Mönch, keine Nonne in einem Kloster Aufnahme finden, die nicht deutsch verstanden. Ebenso wurde weiter befohlen, „daß keine Weibsperson eher heiraten solle, kein Kerl eher Wirt oder Bauer werden dürfe, bevor sie nicht ordentlich deutsch können, damit es eine Art Schande werde, wer kein Deutsch verstehe!“

Da aber durch den bis auf den heutigen Tag bestehenden Hang der oberschlesischen Bauern, ihre Söhne studieren zu lassen, der Bauer seine Söhne statt im Deutschen lieber im Latein unterrichten ließ, und so alle Maßnahmen bezüglich des Deutschtums immer noch nicht den gewünschten Erfolg hatten; so erging am 31. Juli 1764 eine neue Verfügung. Dieselbe bestimmt, daß fortan keinem Kinde die Erlaubnis, eine lateinische Schule zu besuchen, erteilt werden würde, welches nicht vorher in einer von den Land- oder Steuerräten abzuhaltenden Prüfung seine besondere Befähigung zum Studium dargetan hätte. Diese Beschränkung des Studiums wurde ein Jahr später dahingehend verschärft, daß die Söhne von Bauern, Kretschmern, Gärtnern und geringeren Leuten das Studium überhaupt verboten wurde. Dieselben sollten „nebst dem Christentum, Lesen, Schreiben und Rechnen, allenfalls einen vernünftigen schriftlichen Aufsatz machen lernen und zum Feldbau oder aber zum Handwerker und Professionisten employret werden“.

Auch in den Städten sollten „keine Bürgersöhne sich dem kompletten Studium widmen dürfen, die nicht ein vorzügliches Genie zeigen und deren Eltern nicht des Vermögens sind, ihnen die nötigen Subsidien ohne eigenen Nachteil zu fournieren, daß aber die Kinder gemeiner Handwerker und Tagelöhner völlig vom Studieren zu exkludieren seien“.

Auf ein Immediatgesuch vom 22. November 1768 vom fürstbischöflichen General-Vikariatsamt mit Rücksicht auf den großen Bedarf an Priestern für Oberschlesien um Milderung dieser Bestimmung erfolgte am 17. Dezember 1768 der Bescheid, in welchem ein Mangel an Kandidaten als zur Zeit für nicht vorhanden erklärt wurde. Sollte in Zukunft ein derartiger Mangel an katholischen Geistlichen eintreten, so werde alsdann sofort auf Abhilfe Bedacht genommen werden.

In dem von Schlabrendorf an den König im Jahre 1768 eingesandten Bericht gibt er an, daß in Schlesien die Volksschulen um 478 vermehrt worden sind, und zwar um 240 katholische und 238 evangelische.

Daß von diesen Neugründungen, besonders den katholischen, der größte Teil auf Oberschlesien gefallen sein mag und hier seinen Einfluß auf das Deutschtum nicht verfehlt hat, ist wohl leicht einzusehen. Im ganzen gab es in Schlesien zu jener Zeit ungefähr 2286 Schulen.

Das Hauptverdienst an allen diesen Schöpfungen gebührt unstreitig dem verdienstvollen Minister von Schlabrendorf. Derselbe hat sich ein ehrenvolles Denkmal in der deutschen Kulturgeschichte gesetzt. Leider schlossen sich die Augen, die so treu über die Ausführung der Befehle des großen Königs gewacht haben, am 15. Dezember 1769 für immer.

Sein Nachfolger war Graf Hoym, der die Germanisationsbestrebungen ganz im Sinne Schlabrendorfs unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. fortzusetzen suchte.

Da aber bei der zum größten Teile dem oberschlesischen Bauernstande selbst entsprossenen Geistlichkeit ein besonderes Interesse an der Verdrängung ihrer Muttersprache nicht anzunehmen war, so machte der katholische Pater Gottfried Steiner dem Minister Hoym den Vorschlag, die aus Oberschlesien stammenden Kandidaten der katholischen Theologie im deutschen Niederschlesien anzustellen, und dagegen die oberschlesischen Pfarrstellen mit Niederschlesiern zu besetzen, nachdem sich dieselben auf der Universität die polnische Sprache angeeignet hätten. Eine Verfügung in diesem Sinne erging unter dem 14. Juli 1789 an die Breslauer Kammer und unter dem 28. August 1789 an den Leiter des Bistums, Weihbischof v. Rothkirch. Beide Verfügungen erlitten teils einen so offenen Widerspruch, teils einen so zähen Widerstand, auch traten denselben sonstige technische Schwierigkeiten entgegen, daß man von einer energischen Durchführung dieser Verfügung fast gar nichts mehr hörte.

Man muß es auch Hoym zum Ruhm nachsagen, daß er sich der Volksschulen in Oberschlesien besonderer Weise annahm. Ein Revisor nach dem andern wurde nach Oberschlesien gesandt, um sich von den Fortschritten im Deutschen, dem Zustande der Schulen, der Lage ihrer Lehrer zu überzeugen und demgemäß Maßnahmen zu treffen, beziehungsweise vorzuschlagen.

Am interessantesten von allen diesen Revisionsberichten ist wohl der eines gewissen Deuker aus dem Jahre 1792. Grünhagen berichtet darüber wie folgt:

Deuker geht davon aus, daß in der Tat nur ein besserer Schulunterricht allmählich die Oberschlesier, welche bisher aus Unverstand und Stumpfsinn allen auf ihre Hebung gerichteten Bestrebungen der Regierung

hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hätten, auf die Stufe der Kultur, die in Niederschlesien herrscht, zu bringen vermögen würde. Die Städte hätten im Schulwesen schon erfreuliche Fortschritte gemacht, und die Beschaffenheit der Schulhäuser habe seine Erwartungen übertroffen. In Neustadt, Oppeln, Rosenberg, Gr.-Strehlitz, Nicolai, Pleß, Ratibor, Glewitz, Katscher, Leobschütz, Ober-Glogau, Proskau fände man massive, größtenteils zweistöckige Schulhäuser, in den andern sei mit einigen Reparaturen zu helfen, nur in Guttentag und Lublinitz sei es übel bestellt. Fast überall hätten auch die Lehrer ihr Auskommen und würden kaum zu klagen haben, wenn alle oberschlesischen Städte, so wie dies in einigen (Rosenberg, Lublinitz, Rybnik, Klein-Strehlitz und Proskau) durchgeführt sei, das Schulgeld in Gestalt einer auf alle Bürger verteilten Abgaben erhöhen, statt daß es sonst den Lehrern überlassen bleibe, das zu ihrem Salair dienende Schulgeld (das monatlich 3, 4 bis 12 Pfg. pro Kind betrug) von den Kindern selbst einzuziehen, in welchem Falle denn auch über mangelhafte Unterstützung seitens der Magistrate vielfach geklagt wurde.

Als sehr schädlich werden auch die zahlreichen Winkelschulen bezeichnet, die gerade, weil darin die Kinder einfach in der Sprache des niedern Volkes, dem sogenannten Wasserpolnisch, unterrichtet würden, viel besucht würden. So gab es z. B. in Oppeln drei solcher Winkelschulen. Unter den städtischen Lehrern versichert Peucker eine große Zahl tüchtiger Männer, die sich bemühten, die Kenntnis des Deutschen immer weiter zu verbreiten, gefunden zu haben. Den Rektor zu Falkenberg, Johann Becker, bezeichnet Peucker als ein pädagogisches und literarisches Phänomen. Derselbe, erst 31 Jahre alt und leider von schwacher Gesundheit, spräche deutsch, polnisch und mährisch, drücke sich korrekt im Lateinischen, Französischen und Italienischen aus, lese englische Bücher, spiele mehrere Instrumente und sei ein anerkannt tüchtiger Lehrer, der sein Amt mit pünktlicher Berufstreue verwalte.

Sehr anders sieht es nun aber nach Peucker auf dem Lande aus, wo es bei den oberschlesischen Schulen durchaus an tüchtigen Lehrern gebricht. Er schreibt wörtlich: „Invaliden Soldaten, verdorbene Professionisten und dienstlose Dienstboten, aus Altersschwäche zu andern ernährenden Beschäftigungen entweder unfähig oder durch vorhergegangene Unwirtlichkeit an den Bettelstab gebracht, wagen sich mit ihren schlechten Sitten an die Erziehung der Jugend und haben zu diesem wichtigen Geschäft keine andern Ansprüche, als einige armselige Lese- und Schreibe-Begriffe aufzuweisen. Sie geben sich, um desto sicherer zu gehen und sich gegen alle gesetzliche Ahndung ihrer Zudringlichkeit zu schützen, auf drei oder vier Wochen nach Rauden, erlernen mechanisch die tabellarische Lehrart und werden darauf zu approbierten Schulmännern gestempelt. —“

Am Schlusse seines Berichts sagt er, es sei in der That auch sehr schwer, eine bessere Generation in Oberschlesien heranzubilden, solange der allgemeine Zustand des Landvolkes ein so elender sei und die Bevölkerung in äußerster Armut, fast durchgängig besitzlos, so gut wie leibeigen, von Frohnden niedergedrückt, ein trauriges Dasein friste, von Vorurteilen und Aberglauben erfüllt sei und dabei eine „barbarische Bastardsprache“ redet, welche auf einen polnischen Dialekt eine Masse deutsche, aber durch ihre Endungen slavisierte Worte gepropft enthalten.

Der Minister hat in Folge fort und fort an der Verbesserung der Volksschulen Oberschlesiens gearbeitet. Aber da es, wie fast immer, für die Schulen und die bessere Besoldung der Lehrer an Geld gebrach, so ging die Sache recht langsam vorwärts und die Landschulen Oberschlesiens ließen immer noch recht viel zu wünschen übrig.

Von Interesse ist der Bericht, den Graf Hoym 1797 dem Könige über Schlesien überreichte.

Die Anzahl der Menschen hatte sich in Schlesien ungewöhnlich vergrößert. Im Jahre 1736 geschah vom kaiserlichen Hofe aus eine Volkszählung, und die Provinz Schlesien hatte nebst der Grafschaft Glatz an Einwohnern 999 216. Im Jahre 1770 waren vorhanden 1 327 078. Im Jahre 1796 1 776 269. Es lebten damals auf einer Quadratmeile 2766 Menschen; das war die dichteste Bevölkerung in ganz Deutschland. Der Religion nach waren:

880 000 Lutheraner,
870 000 Katholiken,
4000 Reformierte,
2000 mährische Brüder,
9000 Juden.

Es sprachen damals von allen ungefähr 200 000 von Hause aus polnisch.

Den Bestand des Polnischen lernen wir durch die Mittheilungen des verdienstvollen Albrecht Friedrich Zimmermann in seinen Beiträgen zur Beschreibung von Schlesien (Brieg 1783 bis 1795) näher kennen, wenn ihnen auch die Genauigkeit und Vollständigkeit fehlt.

Zimmermann gibt an, daß in dem am rechten Oderufer gelegenen Dorfe Kleinitz und in dem linksseitigen Bobernig im Grünberger Kreise noch von alten Wirten polnisch gesprochen werde. Kreis Freistadt ist deutsch. Zwischen Trachenberg und Rawitsch einige Polen; Trachenberg selbst und Trebnitz polnisch. Im Trebnitzer und Wohlauer Kreise reden alle Leute deutsch bis auf einige gegen Militsch und Festenberg gelegene Dörfer. Der Kreis Namslau ist $\frac{2}{3}$ polnisch und $\frac{1}{3}$ deutsch. Kreis Ols: Medzibor,

Offen, Tscheschen, Pontwitz sowie um Bernstadt ist alles polnisch. Kreis Breslau ist fast ganz deutsch. Nur in Domschau, Kattern, Großburg findet noch polnische Predigt statt; ebenso in Zindel, Maleschowitz, Margareten- und Wustendorf. Im Kreise Ohlau sind 37 Dörfer polnisch; die übrigen deutsch. Auf der rechten Oderseite saßen in allen Dörfern des Ohlauer Kreises Polen. Ganz polnisch waren: Birkendorf, Duppine, Daupe und Zelline. Der Kreis Brieg ist links der Oder deutsch, rechts polnisch. Es sind polnisch: Althammer, Köln, Raschwitz, Rogelwitz. Gemischt: Döbern, Karlsmarkt, Kauern, Leubusch, Mangschütz, Neuforge, Stoberau. Die Kreise Münsterberg und Grottkau waren fast ganz deutsch. Im Kreise Leobschütz waren 51 Ortschaften deutsch, 50 gemischt, 45 ganz polnisch. Deutsch und mährisch Turkau; ganz mährisch Hochkretscham und der zweite Anteil von Klein-Hoschütz.

Anschließend an dieser Zusammenstellung geben wir die sich auf das Jahr 1821 beziehenden, oberflächlichen Angaben über den Sprachenstand in Schlesien vom polnischen Sprach- und Geschichtsforscher Bandtke wieder.

Er schrieb, daß die Ostrawiza Polen und Mähren, die Oppa Polen und Deutsche scheidet. Die alten Grenzen der fürstentümer Oppeln und Neisse seien auch die Sprachgrenze. Im fürstentume Brieg trenne die Oder die Deutschen und Polen. Im Bernstadter Weichbild, im Namslauer Kreise, in den Herrschaften Wartenberg und Militzsch herrsche die polnische Sprache. Die Weide sei ehemals die Grenze zwischen Polen und Deutschen gewesen, jetzt aber nicht mehr. Aus dem südlichen Breslauer Kreise nennt er Silmenau, Rothfürben, Wiltzschau und Kattern als Dörfer, in denen es noch Polen gebe. Die evangelischen Polen um Breslau gingen zu St. Christophori, die katholischen zu St. Adalbert und in die Kreuzkirche in den Sonntagsgottesdienst.

Bandtke berechnet die Polen im preussischen und österreichischen Schlesien auf rund 750000, wovon auf die 43 evangelischen Kirchspiele 5000 fielen. Doch ist diese Schätzung weit zu hoch.

Die Verschiebung der Sprachgrenze von der linken auf die rechte Seite und weit darüber hinaus hat sich seit dem Jahre 1815 sehr rasch vollzogen.

Joseph Compa (geb. 29. Juni 1797 zu Rosenberg O.-S., gest. 9. März 1865 zu Woischnik) ein eifriger und verständiger Beobachter des polnischen Volkslebens in Schlesien, dessen Sammlungen leider zum größten Teil verloren gegangen sind, schrieb am 26. Juli 1846:

In Peuke, auf halbem Wege zwischen Breslau und Ols, als ich im Jahre 1816 dort durchwanderte, konnten nur noch die alten Leute polnisch sprechen. In Klein- und Groß-Graben, wo ich im Jahre 1817 war, haben die Leute noch polnisch gesprochen. Tscheschen und Goschütz

im Kreise Polnisch-Wartenberg waren damals noch ganz polnisch. In Sadewitz bei Bernstadt war in jenen Jahren schon viel germanisiert. In Prießen, anderthalb Meilen hinter Namslau, habe ich 1815 nur polnisch, 1843 nur deutsch sprechen gehört. Vor drei Jahren (1843) habe ich in Lampertsdorf, Kreis Öls, den polnischen Namen des Orts nicht erfahren können und hörte erst in Zindel, daß er Mikolowice heiße. Vor 40 Jahren (1806) konnte man eine halbe Meile weiter in Wüstendorf noch mit den Einwohnern polnisch sprechen. In Meleschwitz wird, weil die Jugend schon deutsch versteht, nicht mehr polnisch gepredigt, was den Alten nicht gefallen will.

Genauere Ergebnisse bezüglich der Sprachenverhältnisse in Schlesien verdanken wir Hundrich, der dieselben in der „Übersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur“ niedergelegt hat.

Im ganzen preussischen Staate redeten 1837 von den 14 038 125 Einwohnern 2 102 000 Einwohner nicht deutsch, also 15 %. Im Regierungsbezirk Breslau 60 000 Einwohner polnisch; im Regierungsbezirk Oppeln 495 332 polnisch, 11 500 mährisch, 10 500 tschechisch; im Regierungsbezirk Liegnitz 30 409 Wenden.

Spezielle Angaben:

Oberlandesgerichtsbezirk Breslau.

Kreis Kreuzburg:

	1807.	1837.
Kreuzburg	Die größere Anzahl der Einw. spricht polnisch.	Die Mehrzahl spricht deutsch.
Constadt		Predigt und Unterricht deutsch und polnisch.
Pitschen		polnisch.
67 Dörfer.	Meist polnisch.	17 ganz polnisch. Predigt und Unterricht deutsch und polnisch.
In familie alle.		45 gemischt. Predigt und Unterricht polnisch.
		5 ganz deutsch. Predigt und Unterricht deutsch.

Kreis Namslau:

Namslau	Meist polnisch.	Männer deutsch. Predigt polnisch und deutsch.
Reichthal		Frauen polnisch. Unterricht deutsch.
56 Dörfer polnisch.		44 gemischt. Predigt und Unterricht deutsch und polnisch.
		12 polnisch.

Kreis Poln.-Wartenberg:

114 Dörfer polnisch.	5 deutsch. Predigt polnisch und deutsch.
3 Dörfer böhmisch.	48 gemischt. Unterricht deutsch und polnisch.
	61 polnisch.

1807.

1857.

Kreis Öls:

Öls polnisch.	Deutsch. Predigt deutsch und polnisch. Unterricht deutsch.
8 Dörfer polnisch und deutsch.	Deutsch, wenig Predigt 3 Sonntage deutsch, polnisch. 1 Sonntag polnisch. Un- terricht deutsch.

Kreis Trebnitz:

Trebnitz polnisch und deutsch.	Deutsch. Predigt deutsch und polnisch. Unterricht deutsch.
5 Dörfer polnisch und deutsch.	Deutsch, wenig Predigt deutsch und polnisch. polnisch. Unterricht deutsch.

Kreis Ohlau:

Ohlau deutsch.	Deutsch. Predigt und Unterricht deutsch.
25 Dörfer. 20 überwiegend polnisch. 3 ganz polnisch.	21 deutsch und polnisch. Predigt deutsch und polnisch. Unterricht deutsch. 2 deutsch.

Kreis Brieg:

Brieg deutsch.	Deutsch. Predigt und Unterricht deutsch.
19 Dörfer. 18 polnisch, 1 deutsch.	14 gemischt, deutsch und polnisch. Unter- richt deutsch.
Carlsmarkt deutsch.	5 deutsch vorherrschend. polnisch vorherrschend. Predigt polnisch und deutsch. Unterricht deutsch.

Kreis Strehlen:

4 Dörfer böhmisch.	gemischt. Predigt böhmisch. Unterricht böhmisch und deutsch.
--------------------	---

Kreis Glatz:

Cudowa und Umgegend böhmisch.	böhmisch vorherrschend. Predigt böhmisch. Unterricht deutsch und böhmisch.
----------------------------------	---

Allgemeine Notizen über die jetzt im Oberlandesgerichtsbezirk Ratibor gebräuchlichen fremden Sprachen.

In den Städten: Oppeln, Krappitz, Rosenberg, Cosel, Falkenberg, Gr.-Strehlitz, Lublinitz, Guttentag, Glewitz, Cost, Peiskretscham, Ujest, Rybnik, Ratibor, Hultschin, Kranowitz, Bankwitz, Katscher, Ober-Glogau, Jülz, Sohrau, Nicolai, Pleß, Beuthen und Tarnowitz wird deutsch und polnisch bezw. deutsch und mährisch gepredigt. Die deutsche Sprache hat seit einem Menschenalter in den Städten erweiterten Eingang gefunden. Noch vor 24 Jahren (1813) fand sich in Familien von richterlichen Beamten unter den Kindern ein Übergewicht des Polnischen, z. B. in Ratibor.

Die Verlegung des Oberlandesgerichts und der Regierung nach Oberschlesien, der erweiterte Gymnasialunterricht, die verbesserten Dorfschulen, die vielen deutschen Beamten, Handels- und Fabrikleute, besonders aber die Militärverhältnisse der in die Städte berufenen Mannschaften haben der deutschen Sprache auch viel Eingang verschafft.

In den sogenannten Städten Woschnitz, Georgenberg und Myslowitz (eigentlich nur Flecken im Lublinitzer und Beuthener Kreise) wird fast allgemein polnisch geredet.

In den Kreisen: Oppeln, Rosenberg, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Cost-Gleiwitz, Rybnitz, Pleß und Beuthen ist eigentlich die Landbevölkerung der Masse nach polnisch. Die Flecken Carlsruhe, Kreis Oppeln, Friedland, Kreis Falkenberg, Borislawitz, Kreis Cosel, Zanditz, Kreis Ratibor haben mehr deutsche Einwohner als polnische. Das Dorf Schönwald, Kreis Gleiwitz, ist ganz deutsch. Im Leobschützer Kreise sind die Ortschaften: Rakau, Posnitz, Krug, Osterwitz vorherrschend polnisch und mährisch; auch die Orte um Bauerwitz und Katscher sind zum Teil gemischt in Betreff der Sprache.

In den Kreisen Neisse und Grottkau ist nur die deutsche Sprache die gebräuchliche.

In den Parochieen Golassowitz, Tarnowitz, Molna und Pleß hat die polnische Sprache beim Gottesdienste das Übergewicht, insofern als in Golassowitz und Molna nur selten deutsche Predigt eintritt, in Tarnowitz alljährlich auf 35 polnische Predigten, 25 deutsche kommen, in Pleß aber, wo an jedem Sonn- und Festtage sowohl deutsch als polnisch gepredigt wird, sich doch aber etwa $\frac{3}{4}$ der Gemeinde zu dem polnischen Gottesdienste hält. In den Parochieen Loslau, Rybnitz, Jakobswalde, Gleiwitz und Beuthen wird entgegengesetzter Weise nur selten polnischer Gottesdienst gehalten, in Ludwigsthal immer nur deutsch. In den Schulen zu Golassowitz, Ruptowitz, Warschowitz, Stauda, Sussätz und Loslau hat bisher fast nur von der polnischen Sprache Gebrauch gemacht werden können, weil deutsche Kinder in dieselbe nur höchst selten eintreten. In den übrigen Schulen findet nur aushilflich noch mehr oder weniger der Mitgebrauch der polnischen Sprache statt, abgesehen von den Stadtschulen zu Gleiwitz, Pleß und Tarnowitz, wo durchgängig nur deutsch unterrichtet wird.

Oberlandesgerichtsbezirk Glogau.

In einigen Ortschaften der Kreise Grünberg und Freistadt rechts von der Oder, nach der Grenze des Großherzogtums Posen zu wird von etwa 5000 Menschen polnisch geredet.

Im Rothenburger Kreise der Oberlausitz wird wendisch gesprochen, dergleichen im Kreise Hoyerswerda, welche aber unter dem Oberlandes-

gericht Frankfurt steht. Es dürften im Rothenburger Kreise ungefähr 15—20 000 Einwohner ausschließlich wendisch sprechen.

Kreis Breslau	9 Dörfer,	alle deutsch,
„ Ohlau	35 „	15 deutsch, 15 polnisch, 7 deutsch und polnisch,
„ Brieg	19 „	alle deutsch,
„ Falkenberg,	16 „	14 deutsch, 2 polnisch.

Hundrich läßt sich über die Mittel zur Germanisation wie folgt aus:

1. Geistliche und Schullehrer haben die meiste Wirksamkeit auf die Sprache und Sitten. Als Beweis führt er an, daß es den Geistlichen und Lehrern gelungen wäre, eine förmliche Entfagung des Branntweintrinkens herbeizuführen. Er sagt wörtlich: „Im August d. Js. (1845) reiste ich über die an Hüttenwerken so reiche Gegenden von Tarnowitz, Beuthen, Königshütte, Gleiwitz und Rybnik nach Ratibor. Nirgends sah ich nur einen Betrunknen, während ich in den Jahren 1835 und 1840 Sonntags ganze Scharen derselben gefunden hatte, wobei damals auch Weiber mit umhertaumelten und die Kinder an ihren Eltern ein betrübendes Beispiel nahmen.

2. Schulprämien und sonstige Anerkennungen für die sich in der deutschen Sprache Auszeichnenden, sind geeignet, den Wettstreit zu wecken, wogegen harte, das Nationalgefühl kränkende Maßregeln leicht Reaktion und starres Beharren bei der eigentümlichen Sprache erzeugen.

3. Würden die Königlichen Regierungen ermächtigt, auf den Vorschlag der Landräte, sowie der Kreisjustizräte, für Einzelne eine Steuer-Ermäßigung zu bewilligen, welche für sich und ihre Familien den rechtmäßigen Gebrauch der deutschen Sprache nachweisen, worin jetzt noch die polnische Sprache vorherrscht.

4. Inzwischen kann jeder in seinem Kreise auch ohne jene Vergünstigungen für unser deutsches Element tätig sein, und besonders die Vorstände der Kreisbehörden in der Verwaltung, wie in der Justiz vermögen hierin manches zu tun.

5. In Kriminalsachen, wo der Angeschuldigte selten offen zu reden geneigt ist, wird der Dolmetscher nicht leicht entbehrt werden können. Dagegen wird in Civilrechtsangelegenheiten und namentlich in Nachlaß-, Vormundschafts- und Hypotheken-Sachen der Befragte gern Rede stehen und sich auch möglichst gut in deutscher Sprache verständlich zu machen bemüht sein, wenn er sich überzeugt, daß ihm der fragende Beamte Teilnahme schenke.“

Für 1846/47 kann die Grenzlinie zwischen Deutsch und Slavisch mit Ausnahme einiger gegenseitigen Sprachinseln ungefähr also gezogen werden:

Indem wir nördlich an der posenschen Grenze einsetzen, wo der Milittscher und Wartenberger Kreis sich berühren, folgen wir südwärts der Grenzlinie beider Kreise, die zugleich Sprachgrenze ist. Ebenso ist die Grenze zwischen dem Ölser und dem Wartenberger Kreise, sowie zwischen dem Ölser und Namslauer Kreise zugleich Scheide zwischen Deutsch und Polnisch bis Windisch-Marchwitz. Dieses Dorf ist deutsch. Die polnische Linie läuft südlich von Windisch-Marchwitz und von Fürsten Ellguth an die Öls-Ohlauer Kreisgrenze und geht an dieser nordwestlich hinauf bis zum Zusammentreffen mit der Breslauer Kreisgrenze, der sie bis gegen Daupe folgt, von wo sie westlich bei Zindel an die Oder anstößt.

Die Oder ist nur von Tschirne an aufwärts bis zur Einmündung der Glatzer Neiße im wesentlichen Sprachgrenze. Indessen hatte der Ohlauer Kreis auf dem linken Ufer in seinem Nordwestviertel noch polnische Reste.

Die deutsch-polnische Sprachgrenze läuft dann an der Neiße aufwärts bis Schurgast und schneidet von hier in südöstlicher Wendung über Karbichau und Dambrau den nordöstlichen Teil des Falkenberger Kreises ab. Sie fällt dann mit der Kreisgrenze von Falkenberg-Oppeln und Falkenberg-Neustadt zusammen, bis die Neiße-Kreisgrenze mit dieser zusammen trifft. Sie geht nun von Steinau ab, die Koseler Landstraße entlang über Jülz nach Ober-Glogau und wendet sich nach Fröbels, wo die Kreise Neustadt, Leobschütz und Kosel zusammenstoßen. Die Koseler Kreisgrenze wird dann Sprachgrenze bis gegen Dittmerau im Leobschützer Kreise. Dieses polnische Pfarrdorf bezeichnet die Gegend, wo sich deutsch, polnisch und mährisch begegnen.

Denn von Süden herauf schiebt sich das Mährische zwischen Deutsch und Polnisch ein. Die nördlichen Zipfel des mährischen Sprachgebietes gleichen zwei Geweihschaufeln, die nordwestlich in das deutsche hineinragen.

Von Dittmerau geht die polnische Grenzlinie gegen das Mährische südöstlich über Maßkirch, Poln.-Krawarn, Janowitz, Bojanow, Tworkau, Krzyzanowitz, Jabelfan nach Oderberg und begleitet dann die Ostrawiza von ihrer Mündung in die Oder bis an ihre Quelle.

Die Volkszählung von 1858 ergab bei einer Gesamtbevölkerung des preussischen Schlesiens 3 304 800 Seelen. 666 666 Polen, 54 777 Mähren und Tschechen und 32 581 Wenden. Das sind 20 % Polen, 1,6 % Mähren und 0,9 % Wenden.

Vier Jahre später (1862) liegen uns wiederum die Resultate der Einwohnerzahl bezüglich ihrer Sprachverhältnisse vor. Schlesien hatte damals bei einer Einwohnerzahl von 3 390 675 Einwohner 719 334 Polen oder 21 %, 58 675 Mähren und Tschechen oder 1,7 %, und 32 361 Wenden

oder 0,8 %. Während also die Anzahl der Polen, Tschechen und Mähren gestiegen ist, ist bei den Wenden eine kleine Abnahme zu verzeichnen. Im ganzen betrug der Prozentsatz der fremdsprachlichen Einwohner 23,6 % gegen 22,8 % im Jahre 1858. Dasselbe Bild des Wachstums der Polen, Mähren und Tschechen und des Rückgangs der Wenden zeigen die sprachlichen Erhebungen bei der Volkszählung im Jahre 1890. Die einzelnen Angaben von Girkz, Gink, Partsch und Petzet weichen wohl in ihren Zahlen unwesentlich von einander ab. Doch dürften folgende Zahlen der Wirklichkeit am nächsten kommen:

Schlesien zählte 1890 4 244 264 Einwohner. Davon entfielen auf Polen 988 659 oder 23,2 %, auf Mähren und Tschechen 68 946 oder 1,6 % und Wenden 27 255 oder 0,6 %.

Die einzelnen Regierungsbezirke stellen dazu:

Polen: Oppeln 954 601 oder 59,24 %,

Breslau 54 038 oder 3,38 %.

Mähren und Tschechen: Oppeln 59 243 oder 3,75 %,

Breslau 9 703 oder 0,61 %.

Wenden: Liegnitz 27 255 oder 2,60 %.

Insgesamt wohnten 1890 in Schlesien 1 084 840 Einwohner fremder Junge oder 25 %.

Über die Verbreitung der Polen in Preußen gibt der vor einiger Zeit erschienene III. Teil der vom königlichen Statistischen Bureau bearbeiteten Ergebnisse der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1900 Auskunft. Die Zahl der Personen, die das Polnische als ihre Muttersprache angegeben haben, hat sich in den zehn Jahren, von 1890 bis 1900, um nahezu 300 000 (von 2 765 101 auf 3 063 490) vermehrt, und daß die Zahl der Personen, die deutsch und polnisch als Muttersprache gebrauchten, von 102 112 auf 164 221 gestiegen ist.

Untersucht man, wie sich die polnisch sprechende Bevölkerung auf die einzelnen Kreise der Monarchie verteilt, so findet man, indem man die Doppelsprachigen je zur Hälfte der deutschen und der polnischen Bevölkerung zuteilt, daß von den 565 Kreisen der Monarchie 96 mehr als 100 Polen auf 1000 Köpfe der Gesamtbevölkerung haben. Von diesen Kreisen liegen 27 im Regierungsbezirk Posen, 21 im Regierungsbezirk Oppeln, 15 im Regierungsbezirk Marienwerder, 14 im Regierungsbezirk Bromberg, je 5 in den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen, 4 im Regierungsbezirk Danzig, 2 im Regierungsbezirk Breslau und je 1 in den Regierungsbezirken Köslin, Münster und Ansbach. Im Regierungsbezirk Bromberg haben alle Kreise mehr als 100 vom Tausend Polen, im Regierungsbezirk Posen ist nur 1 Kreis und im Regierungsbezirk

Marienwerder sind nur 2 und im Regierungsbezirk Oppeln 3 Kreise mit weniger als 100 vom Tausend Polen. Unter der Gesamtzahl dieser mit polnisch sprechender Bevölkerung stark durchsetzten Kreise sind 9 Stadtkreise. Gegenüber dem Jahre 1890 hat sich die Zahl der Kreise um 2 erhöht, indem in 3 Kreisen die polnische Bevölkerung über 100 vom Tausend gestiegen ist, während sie in einem darunter zurückgegangen ist, hier aber auch nur, weil früher die Kassuben zum größten Teil als Polen gezählt waren. In einem Kreise überstieg der Anteil der Polen über 90 vom Hundert. Es ist das Adelnau, wo 906,6 vom Tausend Polen gezählt wurden; dann folgen Schildberg mit 896,8, Kosten mit 801,0, Schroda mit 878,6, Pleß mit 876,3, Posen-West mit 873,3, Gostyn mit 868,6, Pleschen mit 846,7, Kempen mit 846,6, Rosenberg O.S. mit 846,3, Wreschen mit 835,0, Jarotschin mit 831,4, Witkowo mit 831,4 und Lublinitz mit 830,6 vom Tausend.

Im ganzen sind 30 Kreise vorhanden, in denen mehr als $\frac{3}{4}$ der Bevölkerung polnisch sprechen; davon liegen 20 in der Provinz Posen, 9 in Ober-Schlesien und 1 in Westpreußen. Mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung machen die Polen in 52 Kreisen aus, von denen 32 in Posen, 13 in Oberschlesien und 7 in Westpreußen liegen. Mehr als $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung spricht polnisch in 78 Kreisen. Vergleicht man den Anteil der polnisch Sprechenden an der Gesamtbevölkerung von 1900 mit dem von 1890, so zeigen von den Kreisen mit mehr als 100 vom Tausend Polen 53 eine Zunahme und nur 43 eine Abnahme der Polen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß infolge der genaueren Aussonderung der Kassuben und Massuren, die bei der letzten Volkszählung vorgenommen ist, zahlreiche ost- und westpreussische Kreise eine Abnahme der Polen, dagegen eine starke Zunahme der Kassuben und Massuren aufweisen. Sieht man von diesen Kreisen ab, so war die Abnahme der Polen am bedeutensten im Stadtkreise Königshütte, wo sie von 597,8 auf 485,1 vom Tausend, also um 112,7 vom Tausend zurückgegangen ist; dann folgen Kreuzburg O.S. mit einem Rückgang um 92,3 vom Tausend, der Stadtkreis Beuthen O.S. mit 63,3 und der Landkreis Beuthen mit 59,3 vom Tausend. Es ist also vornehmlich der oberschlesische Industriebezirk, in dem sich infolge der Einwanderung fremder Arbeiter, insbesondere im Austausch mit Westfalen ein Rückgang des Anteils der Polen bemerkbar macht, wobei wohl allerdings auch die Teilung der Doppelsprachigen auf die Gestaltung der Zahlen einwirkt.

Die schulstatistischen Erhebungen ergeben folgendes Bild: Besuchte wurden die öffentlichen Volksschulen Preußens 1886 von 4 838 247, 1891

von 4 916 476, 1896 von 5 236 826 und 1901 von 5 670 870 Schulkindern; davon gebrauchten in ihrer Familie ausschließlich die deutsche Sprache 1886: 4 188 857 = 86,58 %, 1891: 4 268 909 = 86,85 %, 1896: 4 518 645 = 86,29 und 1901: 4 877 884 = 86,02 %. Nachdem also in den Jahren von 1886—91 ein Fortschreiten des Deutschtums zu verzeichnen war, tritt seit diesem Jahre bis heute ein erheblicher Rückgang von $\frac{1}{2}$ % ein. Es sprachen von den Fremdsprachigen polnisch: 1886: 535 749, 1891: 532 906, 1896: 596 990 und 1901: 655 277. Der Zuwachs von $\frac{1}{2}$ % ist also fast ausschließlich bei den Polen zu verzeichnen.

Was in den letzten dreißig Jahren die Volksschule in Oberschlesien für die Germanisierung geleistet hat, ersehen wir am besten, wenn wir die heutigen sprachlichen Schulverhältnisse mit denen von 1870 vergleichen, wie diese letzteren uns ein Schulmann folgendermaßen schildert:

„Die polnische Sprache war nicht allein Unterrichts-, sondern Verkehrssprache, selbst mit dem Schulinspektor. Nachdem die Kinder in der Muttersprache notdürftig lesen, d. h. die Laute zu Wörtern verbinden gelernt hatten, wurden ihnen an Wand- und Handbüchern die deutschen Buchstaben und die dort angegebenen Wortbilder gelehrt. Die mühsam eingeübten wenigen Sätze blieben im besten Falle bloßes Gedächtniswerk. Die Regierungsverordnungen über den deutschen Unterricht wurden zum großen Teil nicht befolgt, die im Stundenplan für das Deutsche angesetzten Lehrstunden sehr oft für den polnischen Unterricht verwendet. Das Rechnen und die übrigen Unterrichtsgegenstände wurden ausschließlich in polnischer Sprache betrieben. Auch in dieser Sprache wurde übrigens bei dem schlechten Elementarunterrichte und dem mangelhaften Schulbesuch nur wenig geleistet. Die größere Hälfte der gesamten Schülerzahl waren Analphabeten, die Mittel- und Oberstufe der Volksschule zählte nur wenige Schüler.“

Das ist nun heute ganz anders. Überall wird der Unterricht in deutscher Sprache erteilt und nur in einzelnen Ortschaften auf der Unterstufe das Polnische zur Vermittelung des Verständnisses im Religionsunterrichte angewendet.

Immerhin muß man sich fragen, woher kommt es, daß trotz der so fleißigen Arbeit der Volksschule der Effekt immer noch hinter der aufgewandten Mühe zurückbleibt? — Das hat seine verschiedenen Ursachen. Jedoch gehört die Erörterung derselben, soweit sie politischer Art ist, nicht hierher. Auf einen Umstand möge jedoch noch zum Schluß aufmerksam gemacht werden.

Während in den deutschen Schulen der Lehrer auf einen schon deutschen Dialekt das Hochdeutsche aufbaut, also gleichsam ein schon in seinen

fundamenten dastehendes Gebäude nur verputzt und verschönert, muß der Lehrer in utraquistischen Schulen bei uns erst das Wasserpolnische verdrängen und das Deutsche langsam an seine Stelle setzen, also erst wegreißen und wieder neu bauen. Die Lehrstunden werden für das Deutsche noch immer nicht genügend ausgenutzt. Man sagt zwar, jede Stunde soll und muß zugleich eine Sprechstunde sein. Das ist richtig, wenn dem Lehrer Zeit bleibt, auf das sprachlich richtige Darstellen gehörig zu achten. Das kann er aber bei der Fülle des Stoffes, die dem der deutschen Schulen konform ist, ja dieselbe überbietet, nicht. Der Lehrer ist froh, die Sache an sich in der Stunde erledigt zu haben, geschweige auf streng sprachrichtige Darstellung zu achten. Es genügt ihm, wenn die Schüler den Stoff beherrschen, d. h. auf seine zergliedernden Fragen halbwegs sachlich richtige Antworten geben. Sich aber über den durchgenommenen Gegenstand frei aussprechen zu können, das muß das Ziel der Schule sein. Das läßt sich aber nur erreichen, wenn eine wesentliche Beschränkung des Stoffes vom ersten bis zum letzten Fache eintritt, so daß der Lehrer bei einem Thema beliebig lange verweilen und der sprachlichen Darstellung auch seine Zeit widmen kann. Der Lehrer muß jetzt zum Schaden seiner Gesundheit und zur geringen Förderung des Deutschen viel zu viel fragen. Je stiller der Lehrer ist, desto redogewandter werden die Schüler.

Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Das Ziel ist erst dann vollkommen erreicht, wenn der Schüler alles, was er gelernt hat, auch richtig deutsch und orthographisch niederschreiben kann. Unsere Schüler reden nicht nur zu wenig, sie schreiben auch noch viel weniger. Daher auch die fläglichen Resultate in Stil und Orthographie, wie sie uns in Form von Rechnungen, Briefen, Entschuldigungszetteln u. s. w. aus dem Leben entgegneten. „Das ist das Resultat eines achtjährigen deutschen Unterrichts!“ muß man sich sagen, wenn man ein solches Schriftstück, strotzend von Stillosigkeit und Fehlern, in die Hände bekommt.

Auch die noch so genial angelegten orthographischen und stilistischen Handbücher helfen da nicht. Schreiben lernt man eben durch schreiben, wie sprechen durch sprechen und wie schwimmen durch schwimmen. Wenn es den Lehrern durch stoffliche Beschränkung ermöglicht werden würde, daß der Schüler alles das, was er in der Stunde lernt, als kleinen Aufsatz niederschreibt — es könnte der Erfolg dann nicht ausbleiben. —

Chroniken oberschlesischer Städte und Ortschaften.

Von

Dr. E. Zivier, Pleß.

Der Anregung eines oberschlesischen Fortbildungsvereins folgend, gebe ich im nachfolgenden eine Zusammenstellung der im Druck erschienenen Chroniken und chronikartigen Schriften oberschlesischer Städte und Ortschaften. Das Verzeichnis hat den Zweck, die Vorstände der Fortbildungsvereine, welche die Heimatkunde in ihren Kreisen pflegen wollen, über die lokalgeschichtliche Literatur Oberschlesiens zu orientieren und ihnen so in der Anschaffung der nötigen Bücher behilflich zu sein. Von Aufsätzen, die nur in Zeitschriften erschienen sind, ist abgesehen und sind nur selbständige Bücher vermerkt worden. Das Verzeichnis ist in alphabetischer Reihenfolge der Ortschaftsnamen zusammengestellt, bei jedem Buche der Druckort, der Verlag und das Jahr der Veröffentlichung, sowie auch die Seitenanzahl des Buches angegeben. Österreichisch-Schlesien ist, obwohl es historisch zu Oberschlesien gehört, unberücksichtigt geblieben. Neben eigentlichen Chroniken werden auch einzelne Werke, die über Statistik, Landesbeschaffenheit u. einer betreffenden Ortschaft Auskunft geben, angeführt, allerdings nur bei solchen Ortschaften, die eine reichere diesbezügliche Literatur aufzuweisen haben. Wo Chroniken fehlen, sind Festschriften, Programme und ähnliche Gelegenheitswerkchen, die immerhin beachtenswerte Beiträge zur Lokalgeschichte enthalten, angegeben.

Wer das folgende Verzeichnis aufmerksam durchsieht, dem wird es auffallen, daß einzelne Städte und Ortschaften gar keine Erwähnung finden, andere wiederum mit einigen recht umfangreichen Werken vertreten sind. Es wäre nicht richtig, daraus etwa zu folgern, daß die ersteren keine Geschichte gehabt haben oder daß das Schicksal der anderen gar so abwechslungsreich gewesen ist. Die größere oder geringere Berücksichtigung in der Literatur ist meistens eine Folge davon, daß sich nicht überall Personen gefunden haben, die, mit gleicher Liebe zur Heimat und mit gleichem Talente ausgestattet, sich in die Vergangenheit ihres Geburts- oder Heimatsortes vertiefen wollten. Auch die Akten und Schriftstücke älterer Zeit, aus denen der Chronist seine Weisheit zu schöpfen hat, sind nicht überall mit derselben Sorgfalt aufbewahrt oder durch gleiche Glückszufälle vor Vernichtung bewahrt worden.

Wer sich für schlesische Landeskunde im weiteren Sinne des Wortes interessiert, der sei auf das vorzügliche Nachschlagewerk von Professor

- Dr. J. Partsch: Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien, Breslau, Aderholz Buchhandlung, 1892/1900, verwiesen.
- Tschander, A. Geschichte der Stadt **Bauerwitz**. Selbstverlag. 1881.
- Rieger, J. Heimatkunde des Stadt- und Landkreises **Beuthen** in Oberschlesien. Groß-Strehlitz, A. Wilpert. 1896. 36 Seiten.
- Solger, Hugo. Der Kreis Beuthen in Oberschlesien mit besonderer Berücksichtigung der durch Bergbau und Hüttenbetrieb hervorgerufenen Arbeiten und Gemeinde-Verhältnisse. Breslau, W. G. Korn. 1860. XII und 392 Seiten.
- Heimatkunde von Beuthen (Oberschlesien). 1. Teil. Herausgegeben von dem Lehrerkollegium der städtischen katholischen Realschule zu Beuthen O.S. Beuthen O.S., Druck von Th. Kirsch. 1903. 67 Seiten. Wissenschaftliche Beilage zum 6. Jahresbericht der Schule. (S. die Besprechung in diesem Hefte der Zeitschrift Oberschlesien.)
- Franke, Edmund. Über die geographische Lage und Entwicklung der Stadt Beuthen O.S. 1877. 19 Seiten. Programm des Gymnasiums zu Beuthen O.S.
- Gramer, J. Chronik der Stadt Beuthen in Oberschlesien. Beuthen O.S. 1863. Selbstverlag des Magistrats. XX und 424 Seiten.
- Müller, C. Notizen aus der Chronik von **Falkenau**. Grottkau, Ernst Neugebauer. Ohne Jahr. 37 Seiten.
- Kurze chronikalische Nachrichten über die evangelische Gemeinde und Kirche zu **Falkenberg** in Oberschlesien, entworfen zu dem Jubelfeste der wiedererlangten Glaubensfreiheit. Oppeln, Druck von E. Raabe. 1842. 59 Seiten.
- Nietsche, Benno. Die Herren der Stadt und Herrschaft **Gleiwitz** bis zu ihrer Immediatisierung. Programm des Gymnasiums zu Gleiwitz. 1879. 28 Seiten.
- Nietsche, Benno. Geschichte der Stadt Gleiwitz. Gleiwitz, Paul Raschdorf. 1886. 857 Seiten.
- Chronik der Stadt **Grottkau** mit Benutzung amtlicher Quellen. Grottkau, Druck von Buks Witwe. 1867. 376 Seiten.
- Welkel, Augustin. Geschichte der Stadt und Herrschaft **Guttentag**. Ratibor. R. Müntzberg. 1882. X und 488 Seiten.
- Gröger, Theodor. Historische Beiträge zur Geschichte der Stadt und Herrschaft **Katscher**. Leobschütz. 1887. 32 Seiten.
- Hoffmann, Georg. Geschichte der Stadt **Kattowitz**. Kattowitz. Siwinna. 1895. 181 Seiten.
- Holke, Richard. Die Stadt Kattowitz. Eine kulturhistorische

- Studie. Als Festgabe zur Eröffnung des Gymnasiums. Kattowitz. Siwinna 1871. 58 Seiten.
- Mohr, Hugo. Geschichte der Stadt **Königshütte** in Oberschlesien. Königshütte 1890. 372 Seiten.
- Chrzaszczy, Johannes, P. Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier der katholischen St. Barbara-Pfarrgemeinde in Königshütte O.-S. Königshütte O.-S. Verlag der St. Hyacinth-Druckerei in Königshütte O.-S. 1902. 80 Seiten. Bis Seite 38 Geschichte von Königshütte.
- Peter, Adalbert. Chronik der katholischen Kirchengemeinde von **Konstadt**. Königshütte. 1875. 46 Seiten.
- Uthke, Samuel. Belagerungsgeschichte der Festung **Kosel**, ihrer Blockierung und dem Tagebuche aller traurigen und merkwürdigen Begebenheiten u. Ratibor. 1808. 63 Seiten.
- Welzel, Augustin. Geschichte der Stadt, Herrschaft und Festung Kosel. Berlin. 1866. 560 Seiten. II. Auflage, Kosel 1887. 784 Seiten.
- Kölling, J. J. G. C. H. Presbytereologie, das ist ausführliche Geschichte der Pastoren und Prediger des Kirchenkreises **Kreuzburg**. Breslau in Kommission bei Dülfer. 1867. X und 172 Seiten.
- Heidenfeld. Chronik der Stadt Kreuzburg, von Begründung derselben bis auf die neue Zeit. Kreuzburg, Thielmann. 1861. 115 Seiten.
- Minsberg, Ferdinand. Geschichte der Stadt **Leobschütz**. Neisse, Wangenfeld. 1828. XIV und 307 Seiten.
- Troska, Ferdinand. Geschichte der Stadt **Leobschütz**. Leobschütz, H. Schnurpfeil. 1892. VII und 263 Seiten.
- Eustig, J. Geschichte der Stadt **Myslowitz** in Oberschlesien. Myslowitz in Kommission bei S. Schäfer. 1867. VIII und 442 Seiten.
- Kegel, Hugo. Von der Drei-Kaiser-Ecke in Oberschlesien. Historisch geographische Skizze. Kattowitz. 1894. 21 Seiten. Enthält: I. Von Myslowitz nach Slupna. II. Geschichte des Sulkowskischen Schlosses Slupna.
- Drutschmann, J. Beschreibung des Kreises **Neisse**. Neisse. 1887. 34 Seiten.
- Mücke, J. Führer durch Neisse und Umgegend. Freiwaldau 1887.
- Minsberg J. Geschichtliche Darstellung der merkwürdigen Ereignisse in der fürstentums-Stadt Neisse. Neisse. 1834. 246 und 146 Seiten.
- Kastner, August. Geschichte der Stadt Neisse mit besonderer Berücksichtigung des kirchlichen Lebens in der Stadt und dem fürstentum Neisse. Neisse, Selbstverlag. 1854—66. 2 Bände.

- Kastner, August. Geschichte der Meißner Schützengilde. Meisse, J. Graveur. 1850.
- Welzel, Augustin. Geschichte der Stadt **Neustadt O.-S.** Neustadt O.-S., A. Pietsch. 1870. XVI und 904 Seiten.
- Schnurpfeil, Heinrich. Geschichte und Beschreibung der Stadt **Ober-Glogau.** Mit der Genealogie der Grafen von Oppersdorff. Ober-Glogau, H. Handel. 1860. XVI und 205 Seiten.
- Karwowski, Stanislaus. Beziehungen des Reichsgrafen von Oppersdorff auf Ober-Glogau zu den Königen von Polen. Leobschütz. 1895.
- Idzikowski, Franz. Geschichte der Stadt **Oppeln** mit Abbildungen. Oppeln, W. Clar. 1863. XV und 387 Seiten.
- Schneider, J. Geschichte der Stadt **Patschkau.** Meisse, Müller. 1843. VI und 592 Seiten.
- Chrzaszcz, Johannes, P. Geschichte der Städte **Peiskretscham** und **Tost,** sowie des Toster Kreises in Oberschlesien. Peiskretscham, J. Palka. 1900. 299 Seiten.
- Kurze Erzählung über Ursprung und Entstehung der neuerbauten Marienkirche zu **Deutsch-Piekar** bei Beuthen O.-S. I. Heft. Breslau, Druck von Heinr. Richter. 1849. 82 Seiten.
- Koelling, H. Geschichte der Stadt **Pitschen.** Nach den Quellen bearbeitet und im Auftrage des Magistrats herausgegeben. Mit einer Stammtafel der Pfaffen. Breslau. 1892. 545 Seiten.
- Hübner, Johann. Einige geschichtliche Nachrichten über die Herrschaft und Kirche zu **Pleß.** Am Jubelfeste der evangelischen Kirche. Pleß. 1846. 38 Seiten.
- Schönborn, E. Zur Vorgeschichte der evang. Fürstenschule in Pleß. Gymnasial-Programm. Pleß, Krummer. 1895.
- Verlich, Karl. Chronik von **Poppelau.** Poppelau. 1885. 82 Seiten.
- Hartmann, M. Die evangelische Gemeinde **Proskau.** Festschrift anlässlich des hundertjährigen Bestehens der Gemeinde. Oppeln, J. Wolff. 1895. 48 Seiten.
- Wollczyński, August. Chronik des Pfarr- und Wallfahrtsortes **Pschow,** nebst Anhang Chronik der Pfarochie Rydultau. Rybnik. 1861. VI, 90 bezw. 30 Seiten.
- Welzel, Augustin. Geschichte des **Ratiborer** Archipresbyterats. Historisch-topographisch-statistische Besprechung der zugehörigen Dörfer, Kirchen, Kapellen, Schulen. Als Ergänzung der Kirchengeschichte Ratibors und als Beitrag zur Adelsgeschichte Oberschlesiens. Ratibor, in Kommission der Marcellusdruckerei. 1885. 602 Seiten. II. Auf-

- lage Breslau, Selbstverlag. 1896. XVI und 640 Seiten. Enthält die Geschichte aller Orte der Parochien: Altendorf, Benkowitz, Janowitz, Poln.-Krawarn, Kreuzenort, Lubowitz, Ostrog, Pawlau, Rudnik, Tworkau, Woinowitz und der Stellen Ruderswald, Zabelkau und Zawada.
- Welzel, Augustin. Geschichte der Stadt Ratibor. Ratibor. 1861. 667 Seiten. II. Auflage 1881. 940 Seiten.
- Meer, A. Geschichte des Ursulinerklosters zu Ratibor. Breslau. 1879. 48 Seiten.
- Schaffer, Hermann. Die ehemalige Dominikanerkirche, jetzt Kuratalfirche zu Ratibor, baulich und geschichtlich geschildert. Ratibor. 1895. 12 Seiten.
- Welzel, Augustin. Geschichte des edlen und freiherrlichen Geschlechts von Eichendorff. Nach Handschriften und Urkunden. Ratibor. 1876. VI und 60 Seiten.
- Kluske, Adolph. Chronik des Dorfes **Reinersdorf** (Kreis Kreuzburg). Schreiberhau. 1854. 84 Seiten.
- Compa, Josef. Geschichtliche Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der kgl. Kreisstadt **Rosenberg**. Ein Fragment zur Geschichte Schlesiens. Druck von Radek in Kosel. Ohne Jahr. 80 Seiten.
- Compa, Josef. Geschichtliche Beschreibung der Stadt Rosenberg. Oberschl. Wanderer, Glewitz. 1852. Auch besonders gedruckt.
- Idzikowski, Franz. Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft **Rybnik** in Oberschlesien. Mit Plan von Heer. Breslau, Maruscha & Berendt. 1861. VIII und 200 Seiten.
- Welzel, Augustin. Geschichte der Stadt **Sohrau** in Oberschlesien. Sohrau O.S. Verlag des Magistrats. XIV und 672 Seiten.
- Bojanowski, f. Geschichte der evang. Kirchengemeinde **Tarnowitz**. Tarnowitz. 1892. 62 Seiten.
- Dobers, Max. Die Königl. Friedrichshütte bei Tarnowitz. Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens. Mit Zusätzen von E. Althans. Berlin. 1886. 30 Seiten.
- Koch, Hugo. Denkschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Königl. Blei- und Silbererzbergwerks Friedrichsgrube bei Tarnowitz. Mit einem Atlas. Berlin. 1884. 68 Seiten und 16 Tafeln.
- Chrzasczy, Johannes, P. Geschichte der Städte Peiskretscham und **Tost** sowie des Toster Kreises in Oberschlesien. Peiskretscham. G. Palla. 1900. 299 Seiten.

Nowak, A. Die Reichsgrafen Colonna, Freiherren von Jels, auf Tost und Groß-Strehlitz bis 1695. Programm des Gymnasiums zu Neustadt O.-S. Neustadt O.-S. 1902. Siehe Besprechung in Oberschlesien, Jahrgang I Seite 216.

Gröger, Th. Geschichtliche Beschreibung der Parochie **Zauchwitz** (Kr. Leobschütz). Leobschütz. 1890. 22 Seiten.

Welzel, Augustin. Geschichte des edlen Geschlechts von Praszma. Ratibor. 1883. Enthält geschichtliche Nachrichten über verschiedene kleinere Ortschaften des Oberschlesischen Industriebezirks.

Die Flora des oberschlesischen Industriebezirks einst und jetzt.

Von

Tischbierck, Beuthen O.-S.

Werändert die Pflanzenwelt schon durch eine intensive Bebauung des Bodens ihren ursprünglichen Charakter, so bietet uns vollends eine Gegend, in der Bergbau und Industrie getrieben wird, im Laufe der Zeit ein völlig verändertes Landschaftsbild. Einer solchen Umwälzung aller Vegetationsverhältnisse begegnen wir auch überall im oberschlesischen Industriebezirk. Nach den Aufzeichnungen der schlesischen Floristen war der an Polen und Galizien angrenzende Teil unserer Heimatsprovinz einst überaus reich an Naturschönheiten. Den Schmuck des welligen Hügellandes zwischen Tarnowitz und Myslowitz (Dreikaiserecke) bildeten ausgedehnte Waldungen, welche sich weit nach Polen hinzogen und die, was Schönheit und Zusammensetzung anlangt, nicht bald ihres Gleichen hatten. Herrliche Buchenbestände, wie man sie heute nur noch bei Emanuelssegen findet — es stehen daselbst Bäume, die einen Umfang von nahezu 5 Meter haben — waren insbesondere im Goy (Hain) bei Beuthen und bei Lipine-Morgenroth vorhanden. Auf das Vorhandensein von Eichenwäldern weisen die Ortschaften Domb (dab = Eiche), Dombrowa (Eichenwald), sowie Klein- und Groß-Dombrowka hin. Von diesen herrlichen Eichen sind im Centrum des Industriebezirks nunmehr die letzten Reste verschwunden. Nur in der beim Gräflich Schaffgotschischen Vorwerk Kopanina liegenden Schlucht, also in der nächsten Nähe von Godullahütte, findet sich noch eine Anzahl ferngesunder Eichen von mittlerer Stärke; die stärkste mißt 2,50 Meter im Umfang. Wenn diese Bäume bisher der allgemeinen Vernichtung entgangen sind und einen verhältnismäßig üppigen Wuchs aufweisen, so mag dies wohl darin begründet sein, daß die

tiefe Schlucht außerhalb der Richtung liegt, in der sich die mit giftigen Gasen geschwängerten Rauchmassen der Lipiner und Godullaer Zinkhütten fortbewegen. Nicht zuletzt mögen auch die günstigen Wasserverhältnisse dazu beitragen, daß hier die Eichen noch so wohl gedeihen.

Wahre Riesen von Eichen stehen noch am Ausgange des Rokittnitzer Waldes. Einige von ihnen messen über 5 Meter im Umfang und sollen auf ein Alter von 400—500 Jahren zurückschauen. An ihnen kann sich der Florist annähernd einen Begriff von der Stärke der einstigen Wälder Oberschlesiens machen. Wie viele Stürme mögen über diese Baumriesen dahingebraust sein, und welches Stück Geschichte mag sich vor ihren Augen abgespielt haben. Sie aber stehen noch immer in ihrer Urwüchsigkeit da, ein Sinnbild der Stärke und Unbeugsamkeit.

Zur Physiognomie der alten Wälder gehört auch die Birke, welche mit ihrem hellen Laube die Eintönigkeit der Nadelwälder belebte. Von ihrem häufigen Vorkommen haben die Ortschaft Brzezowitz (brzoza = Birke) und Birkenhain höchstwahrscheinlich ihren Namen erhalten. Tatsache ist, daß die Birke noch in der letzten Zeit hie und da ein leidliches Fortkommen fand. Trotz ihrer sonstigen Anpassungsfähigkeit vermochte sie aber auf die Dauer den Gefahren nicht zu widerstehen und teilt das Schicksal ihrer Waldgenossen. Noch heute kann man solche am „Stamm verkohlte“ Birken im Goy sehen. Wenn im Frühjahr der Südost seine Scheuerarbeit verrichtet, fährt er mit wuchtiger Hand in die dünnen Kronen der Birken und fegt sie wie Spreu hinweg; so sehr haben die giftigen Dämpfe der benachbarten Schloten am Mark des Baumes gezehrt.

Von den Nadelwäldern in der Richtung Beuthen-Kattowitz finden sich spärliche Überreste nur noch bei Königshütte, speziell bei Chorzow. Die Bezeichnung „Wald“ verdienen sie freilich nicht mehr; denn schon längst haben sie das saftige Grün mit einem Graubraun vertauscht. Nur noch eine kurze Zeit, und nichts mehr wird an ihr früheres Vorkommen erinnern.

Unter den Nadelhölzern war es besonders die Kiefer, welche sich nicht nur des Diluvialbodens, sondern auch der tragfähigen Flächen der Steinkohlenformation bemächtigt hat; sie zeichnete sich durch einen vortrefflichen Wuchs und dauerhaftes Holz aus. Übrigens ist die Kiefer auch noch gegenwärtig die vorherrschende Holzart der Waldungen, welche den westlichen Zug der oberschlesischen Hochfläche bedecken. Als geradezu typischer Baum tritt sie im Kreise Groß-Strehlitz bei Scharnosin, mehr aber noch in dem am Fuß des Annaberges gelegenen Wysockaer Walde auf. Hier lebt sie meist in Gemeinschaft mit Rotbuchen und Birken, welche dem Forst ein charakteristisches Gepräge geben.

Den verschwundenen Wäldern war auch die Lärche eigen; es ist dies bekanntlich der einzige Nadelbaum, der im Winter seine Nadeln verliert und sich gleich den Laubbäumen im Frühlinge wieder belaubt. Da die Lärche Lehmboden liebt, waren ihre Existenzbedingungen im Industriebezirk überaus günstige, und sie bildete hier in der That Bestände von beträchtlichem Umfang, wie man ihnen noch jetzt in schlesischen Wäldern mit besserem Boden begegnet. Lärchenbäume von hohem Wuchs und ansehnlicher Stärke finden sich gegenwärtig noch in den Forsten von Tarnowitz; sie sind stellenweise nicht selten. Vereinzelte, freilich im Wachstum zurückgebliebene Bäumchen stehen noch hie und da im ganzen Industriebezirk, zum Teil an recht gefährdeten Stellen. Daß sie bisher nicht den schädlichen Einflüssen erlagen, mag als Beweis dafür gelten, daß die Lärche vermöge ihres Baues widerstandsfähiger als irgend ein anderer Nadelbaum ist.

Im Norden des engeren Industriebezirks, wenn wir von den Waldungen bei Neudeck absehen, haben sich nur noch der Niechowitz-Rokitnitzer Wald und der Beuthener Stadtforst erhalten; sie bilden gleichsam Inseln, welche aus dem weiten Rauchmeer des oberschlesischen Industriebezirks herausragen. Aber auch dem Niechowitz Wald rückt der Bergbau immer näher; ist doch die neu angelegte Preußengrube fast in den Forst hineingebaut, und in ihrer Nähe entstand in letzter Zeit die Gräflich Ballestremsche Castellengrube. In den würzigen Duft der Nadelhölzer mischt sich der Qualm aus den industriellen Anlagen; die Waldstille wird unterbrochen durch das Ächzen und Stöhnen der riesigen Wasserhaltungsmaschinen, und über dem Wald, der einst in idyllischer Ruhe dalag, ziehen mächtige Rauchwolken dahin, ein seltsamer Kontrast zu dem lebhaften Waldesgrün. Weniger davon betroffen wird der Waldteil zwischen Stollarzowitz und Rokitnitz. Er enthält vielfach Parteen von hervorragender Schönheit, wie man sie sonst nur in Gebirgswäldern zu sehen gewohnt ist. Man kann hier in der That noch ein Stück unverfälschter Natur genießen. Der Wald war dem Vater des jetzigen Grafen von Tiele-Winkler auch so recht ans Herz gewachsen, und bis an sein Lebensende war er bemüht, die Natur durch Kunst zu ergänzen. Zu diesen Schöpfungen gehören u. a. einige Gruppen aus Maßholder (*Comusmas L.*), Heckenfirsche und einer Art Weißdorn (*Crataegus crus galli L.*). Seltsam aber muten uns die Lebensbäumchen an, die stellenweise den Rand der Schonungen umsäumen.

Der Beuthener Stadtforst ist das Ziel der Ausflügler aus dem Industriebezirk, und der Verkehr hat sich in den letzten Jahren, da hier ein Waldschloß erbaut worden ist, bedeutend gehoben. Der Forst setzt sich meist aus Fichten und Kiefern zusammen. Selbst die eingesprengten Lärchen, Birken und Eichen ändern nicht viel an diesem eintönigen Bilde. Wenn er auch

nicht Anspruch auf das Prädikat „schön“ erheben kann, so gewinnt er gleichwohl als naher Ausflugsort immer mehr an Bedeutung. Erfreulicherweise ist nach dem Gutachten der Sachverständigen begründete Hoffnung vorhanden, daß er erhalten bleibt. Für den Pflanzenfreund ist besonders der an den Stollarzowitzer Forst angrenzende Teil von größtem Interesse. Dieser wird nach dem früheren Bürgermeister Cüper — jetzt Oberbürgermeister in Crefeld — „Cüpersruh“ genannt. Jenseits der Tarnowitzer Grenze beginnt der dem Fürsten Guido v. Donnersmark auf Neudeck gehörige Forst, der freilich nur einen geringen Umfang hat. In die Nadelhölzer sind überall Eichen, Buchen und Birken eingesprengt, die oft über die Durchschnittsstärke hinausgehen; denn Buchen von 3,80 Meter und Birken von 1,60 Meter Umfang sind hier nicht selten. Die älteren Bestände sind durchweg über 100 Jahre alt. Die jungen Kulturen, die man an den Schächten angelegt hat, gedeihen sichtlich unter der sorgsamten Pflege der Forstverwaltung; hier und da werden sie vom Traubenholunder überragt, der daselbst schon früher eine Ansiedelungsstätte gefunden hat. Sanft ansteigend erhebt sich der Segethwald, nächst dem Trockenberg der höchste Punkt in der Umgegend. In botanischen Kreisen erfreut er sich eines guten Rufes, und die einheimischen Floristen haben es nicht versäumt, diese unerschöpfliche Fundgrube ihren Studien nutzbar zu machen, wie dies die Florenwerke von Schlesien beweisen. Um die Erforschung dieser Pflanzenwelt haben sich besonders folgende Männer verdient gemacht: Regierungsrat Wichura aus Breslau († 1866), Apotheker Hertzsch († 1856), Oberbergamts-Sekretär Langner in Breslau und Realschullehrer Kutzi in Tarnowitz, später Kgl. Kreisschulinspektor in Nicolai (1876). Seit 1870 durchforschte der Realgymnasialdirektor Dr. Wossidlo planmäßig den Segethwald; die Ergebnisse seiner Durchforschung veröffentlichte er in seiner vorzüglichen „Flora von Tarnowitz und Umgegend“ (1900).

Meines Wissens dürfte es in Schlesien nur wenig Stellen geben, die auf einem verhältnismäßig kleinen Raume eine so artreiche Flora aufweisen. Auch die Äppigkeit des Pflanzenwuchses in dem verwitterten Dolomitgestein erregt das Staunen des Botanikers in hohem Grade. So ist es keine Seltenheit, daß hier der Fingerhut, der sonst nicht über 0,60 m hoch wird, nicht selten eine Höhe von 1 m und darüber erreicht. Auch das Jakobskraut weist Exemplare von 1,85 m auf.

Nach einer längeren Wanderung gelangt man vom Segethwald zum Reptner Tierpark; es ist dies ein etwa 600 Morgen großer Überrest der alten Eichen- und Buchenwaldungen, die einst hier einen weit größeren Umfang gehabt haben mögen. Dem Besitzer desselben gebührt großer Dank dafür, daß er diese Denkmäler aus alten Zeiten erhalten hat; nur ist es

zu bedauern, daß der Park dem Publikum nicht mehr zugänglich ist. Im Parke hat die Drama, in deren Tale sich eine charakteristische flora angesiedelt hat, ihren Ursprung.

Im Zuge der obererschlesischen Eisenbahn von Gleiwitz nach Myslowitz treten die Wälder immer mehr nach Süden zurück; eine Ausnahme hiervon macht der Kattowitzer Wald, der die fühlung mit dem Weichbilde noch nicht verloren hat. Auf einer Wanderung durch den Forst jedoch kann sich auch der Laie davon überzeugen, daß dieser über kurz oder lang verschwinden wird. Fast bis zur Pleßer Grenze, wo der Wald wieder eine lebhaftere färbung annimmt, zeigen sich die Spuren der Verwüstung in unverkennbarer Weise.

Nach einer Zusammenstellung aus den 60. Jahren des vorigen Jahrhunderts zählte das Steinkohlenrevier, das in vier Reviere eingeteilt war, 41 759 Morgen. Davon entfielen auf den Beuthener Schwarzwald, der dem Hüttenrauch ebenfalls zum Opfer gefallen ist, etwa 2060 Morgen. Diese riesige Waldfläche ist nun völlig verschwunden, und mancher wird sich wohl unwillkürlich fragen: Seit wann datiert wohl der Niedergang der Wälder im obererschlesischen Industriebezirk?

Die Beantwortung dieser frage ist nicht leicht und nur möglich, wenn man sich die wichtigsten Phasen in der Entwicklung des Bergbaues und der Industrie vergegenwärtigt. Ob Bergbau in Oberschlesien schon in den frühesten Zeiten getrieben wurde, ist nicht nachweisbar, aber doch wahrscheinlich. Die ältesten Nachrichten besitzen wir aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der Bergbau beschränkte sich damals lediglich auf Gewinnung des Blei- und Silberglanzes, der an Silbergehalt sehr reich gewesen sein soll. Förderungsstellen waren bei Beuthen, Mieschowitz, Bobrek und Silberberg (Scharley), und läßt der allgemeine Wohlstand unter den Einwohnern Beuthens auf eine intensive Gewinnung des Silbers schließen. Daß man hierbei die Wälder nur wenig oder überhaupt nicht schonte, ist wohl anzunehmen; denn bei dem geringen Wert, den das Holz hatte, fiel jede Rücksicht auf die ausgedehnten Holzbestände weg. Später ging der Bergbau erheblich zurück, da die zur Bewältigung der andringenden Wassermassen aufgestellten Hebevorrichtungen zu deren Beseitigung nicht ausreichten. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts nahm er durch den Markgrafen Georg von Brandenburg einen neuen Aufschwung. Im Jahre 1526 wurde zu Beuthen von ihm und dem Herzog Hans von Oppeln die erste Bergfreiheit erteilt, und der Bergbau auf Blei- und Silberglanz wurde in der Umgebung der heutigen Stadt Tarnowitz, deren Gründung in diese Zeit fällt, wieder aufgenommen. Da die Förderung nach dem bewährten Vorbild der für die fränkischen Gruben

eingeführten Bergmannsordnung (1528) erfolgte, gelangte der Bergbau zu hoher Blüte. Im Jahre 1542 zählte man in der Umgegend von Tarnowitz schon 13 Hütten, und im Jahre 1559 waren 2528 neue Schächte gemutet. Dieser Umstand spricht wohl deutlich dafür, daß sich die Bevölkerung immer mehr dem Bergbau zuwandte, und daß die Aussicht auf lohnenden Erwerb zu neuen Ansiedelungen Anlaß gab. Auch die Stadt- und Polizeiordnung der Stadt Tarnowitz (1574) mag wesentlich dazu beigetragen haben, den Bergbau in den Vordergrund des wirtschaftlichen Interesses zu stellen. In § 29 bestimmt sie, „daß niemand Handel treiben dürfe, der nicht Gewerke zu Tarnowitz sei“. Es konnte in dieser Zeit des allgemeinen Aufschwunges des Bergbaues nicht ausbleiben, daß die Mutungen von Jahr zu Jahr auf immer größere Flächen ausgedehnt wurden. Dem vordringenden Bergbau wichen aber die Wälder, welche die weiten Strecken bedeckten, Schritt für Schritt. Die schönsten Bäume wurden zu Grubenhölzern geschlagen und die minderwertigen Bestände abgeholzt. Ein nicht unerheblicher Teil der Waldfläche mußte, da die Bevölkerung stetig zunahm, für den Anbau der Feldfrüchte urbar gemacht werden, so auch schon zur Gewinnung des Hafers, ohne den der Bergbau fast unmöglich war. Mußte doch das Futter für die 100 Pferde, welche der Markgraf für den Betrieb der Wasserhaltungsmaschinen aus Franken geschickt hatte, von den fränkischen Besitzungen nach Tarnowitz gebracht werden, weil es hier nirgends aufzutreiben war. Der Abtrieb der Wälder muß aber zuletzt einen bedenklichen Grad erreicht haben; denn der Markgraf sah sich veranlaßt, „Verordnungen zum Schutze der Forsten, deren Holz für den Bedarf der Gruben aufgespart werden sollten, zu erlassen“. Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts und dem Aufhören der brandenburgischen Herrschaft (1619) wurde auch die damalige Blüte des Bergbaues zerstört; denn unter dem österreichischen Scepter geschah nichts zu dessen Hebung. Im Jahre 1760 — unter preußischem Regime — wurde er sogar eingestellt. Noch unter der Herrschaft des Markgrafen fand man bei Tarnowitz das unter dem Namen Galmei bekannte Zinkerz, das man lediglich zur Messingbereitung verwendete. Mit der Gewinnung des Galmei beschäftigten sich die Einwohner von Radzionkau, Bobref, Silberberg (Scharley), Repten, Ptakowitz, Beuthener Schwarzwald (Dombrowa) und Stollarzowitz. Durch das Vordringen des Bergbaues nach Süden wurden weitere Waldstrecken entwaldet und tausende von Hektaren brach gelegt. Ein solches Gelände ist u. a. das zwischen Städtisch Dombrowa und Radzionkau gelegene. Die vielen, wie Gräber aneinander gereihten Schächte gewähren, da sie meist von jeglicher Vegetation entblößt sind, einen geradezu trostlosen Anblick. Nur der Hufslattich scheint hier gedeihen zu

wollen. Es wird noch vieler Jahre bedürfen, bis hier die Vegetation festen Fuß gefaßt hat. Alte Schächte und Halden finden sich auch überall in den Wäldern an der Beuthen-Tarnowitzer Grenze; hier ist der Pflanzenwuchs allerdings nicht nur mannigfaltig, sondern auch üppig.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Bergbau um einen neuen Zweig bereichert — die Eisenindustrie. Die Ausbeutung der Eisenerzfelder von Naklo, Radzionkau, Łagiewnik und Żalenzę bedeutete ein weiteres Zurückdrängen der Forsten. Welchen Schaden die Eisenerzförderung, welche meist oberflächlich erfolgte, dem Baumwuchs zugefügt, davon kann man sich allenthalben noch jetzt an der Peripherie des Industriebezirks überzeugen. Die untergebauten Bäume verlieren ihren festen Halt und werden selbst von mäßig starken Winden wie Kartenhäuser niedergeblasen, so daß es an solchen Bruchstellen recht chaotisch aussieht.

Ungünstig auf die Vegetation mußte auch die Erschließung der Steinkohlengruben wirken. Als erste wurde 1750 die Brandenburg-Grube erschlossen, wiewohl man mit der Förderung erst später begann. Im Jahre 1778 erfolgte der Tiefbau der Königin Luise-Grube bei Żabrze und fast gleichzeitig wurde die Königgrube erschlossen. Wegen der vielen Eisenerze, die man in der Umgegend fand, entstand hier 1802 die Königshütte. Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts erhielt Gleiwitz eine Eisengießerei und den ersten Coakshochofen in Deutschland. Diesem Beispiele folgten bald Privatgewerke, und die ersten Gründungen waren die Coakshochöfen zu Hohenlohehütte und Antonienhütte. In diese Zeit fielen die Versuche Rubergs zu Wessolla, aus Galmei Zink herzustellen.¹⁾ Die Folge davon war die Errichtung der Łydognia-Zinkhütte, der ersten größten Zinkhütte im Industriebezirk.

Alle diese Gründungen kamen jedoch über bescheidene Anfänge nicht hinaus, weil es an Absatzgebieten mangelte. Die einzige Wasserstraße war der Klodnikskanal, doch konnte bei seiner geringen Tiefe nur ein Teil der Produkte fortgeschafft werden. Im Winter ruhte aber der Verkehr völlig. Da wurde um die Mitte der 40er Jahre die oberschlesische Eisenbahn durchgelegt, und neue Anlagen, freilich meist mit sehr primitiven Einrichtungen, schossen wie Pilze aus der Erde. Der Bergbau und die Industrie nahmen nunmehr einen gewaltigen Aufschwung, den Wäldern schlug aber das letzte Stündlein.

Schon zur Zeit des Beginns der Eisenindustrie war die Nachfrage nach Holzkohle, die man zur Reduzierung der Eisenerze verwendete, eine bedeutende, und es wurden sogar in den entfernter gelegenen Wäldern die

¹⁾ Vergleiche „Oberschlesien“, Jahrgang I, Nr. 10.

Hölzer zu Holzkohle gebrannt. Vielfach hat man, nachdem die alten Bestände abgeholzt waren, die jüngeren rücksichtslos niedergeschlagen. An eine Wiederaufforstung dachten außer einigen Großgrundbesitzern nur wenige; wo dies aber geschah, erlagen die jungen Kulturen, da sie des Schutzes durch hohe Bäume entbehrten, nicht selten der rauhen Witterung. Ist doch die Nähe der Karpathen nicht ohne jeglichen Einfluß auf unser Klima. Oft unterblieb die Wiederaufforstung ganz, schon aus dem Grunde, weil man das Terrain für andere Unternehmungen bestimmte; denn während letztere unter Umständen gleich einen nennenswerten Ertrag abwarfen, stellten die wiederbepflanzten Flächen erst in unabsehbarer Zeit einen solchen in Aussicht.

Endlich ist der Niedergang der Wälder wohl auch darauf zurückzuführen, daß man im Forstbetriebe nicht immer diejenigen Maßnahmen genügend beachtete, die zur Erhaltung eines gesunden Waldbestandes von außerordentlicher Bedeutung sind. Bei dem raschen Abtrieb, der sich überall vollzog, ließ man den Abraum ungewöhnlich lange liegen, so daß er, besonders an feuchten Stellen, in Fäulnis überging. Es entstanden Brutplätze für allerhand schädliche Insekten, welche die mit vieler Mühe ausgeführten Waldpflanzungen in wenigen Jahren vernichteten.

Nach Erschließung der Kohlengruben wanderte freilich der weitaus größte Teil der Waldbestände, zumal die Nadelhölzer, in die Stollen; denn sie eignen sich in ganz besonderer Weise zu den hier notwendigen Zimmerungen. Wohl hatten die angrenzenden Distrikte in Polen einen Überschuß an Hölzern aller Art; doch konnte an eine Heranholung derselben in größerem Umfange nicht gedacht werden, da es an guten und bequemen Verbindungswegen mangelte; zum mindesten war der Bezug des Grubenholzes aus Polen kostspielig. Man behalf sich fürs erste mit einheimischem Material und trieb daher ganze Bestände ab, auch schon deshalb, weil man die noch vorhandenen Wälder dem Untergang geweiht glaubte. Und diese Sorge war nicht übertrieben; denn wie es im oberschlesischen Industriebezirk schon im Jahre 1860 aussah, davon entwirft der Landrat von Beuthen, Assessor Solger in seinem Buche „Der Kreis Beuthen in Oberschlesien“ folgendes Bild: „Ringsum am Horizont erheben sich schwarze Rauchwolken, als Merkmale der dicht aneinandерliegenden Betriebsstätten. Wer, unbekannt mit den Verhältnissen, das Land betritt, muß auf den ersten Anblick glauben, feindliche Horden seien eingebrochen, um überall zu sengen und zu plündern. Zeitweise ist die Atmosphäre mit Rauch geschwängert, wenn der Wind die Wolken niederschlägt. Der gewöhnliche Anblick aller Gegenstände spielt dann ins Graue, namentlich im trockenen Sommer, wo alles Grün der Bäume unter dicken Staublagen verschwindet. Von den unzähligen Kohlen-

und Erzfuhrern verflüchtigt sich ein Teil der Ladung in unendliche kleine Staubteilchen, welche durch alle Ritzen dringen, und auf wohlverwahrter Wäsche in Schränken und Fächern als eine dünne schwarze Staubschicht sich lagern. Man sieht wenig Bäume selbst an den Straßen, und Spaziergänge in der Nähe der Städte und volkreichen Ortschaften kennt man kaum dem Namen nach. Das hügelige Land zeigt mit einzelnen Strecken schwarz geräucherter Nadelhölzer untermischt bebauter Felder, zwischen denen tief zerrissene Klüfte in wilder Verwirrung Zeugnis davon geben, daß die Eingeweide der Erde durchwühlt worden sind. An andern Stellen tötet innerer Grubenbrand jede Vegetation. Über dem aschengleichen Felde zittert in sichtbaren Wellen die erhitzte Luft, der Boden ist nach allen Richtungen hin geborsten und Schwefelkrystalle, untermischt mit weißer Asche, haben sich an den Rändern der Risse angesetzt. Dazwischen sieht man rotbraunen verbrannten Sandstein aus eingesunkenen Stellen hervorragen, ringsum ein Bild der Verwüstung, als wäre hier die Stätte von Sodom und Gomorrha.“

In den vier letzten Jahrzehnten ist zu den vorhandenen Betrieben noch eine namhafte Anzahl hinzugekommen, und sind dadurch naturgemäß die Vegetationsverhältnisse im ober-schlesischen Industriebezirk nur noch ungünstiger geworden. Ob jedoch durch den Steinkohlenbergbau, der sich in beträchtlicher Tiefe vollzieht, die Wälder in dem Maße vernichtet worden sind, als vielfach angenommen wird, will ich dahin gestellt sein lassen. Wohl entzieht der Grubenbau der Erdoberfläche einen großen Teil der atmosphärischen Niederschläge; doch will es mir scheinen, als ob der Boden, sofern er nicht zerklüftet oder ganz zu Bruche gegangen ist, noch soviel Feuchtigkeit enthielte, daß gewisse Bäume noch ihr Fortkommen finden müßten. Dies ist der Fall bei der Kiefer und Birke, die mit trockenem Boden vorlieb nehmen und bei Bepflanzung öder Sandflächen allein in Betracht kommen. Nun hat aber der Mutterboden im ober-schlesischen Industriebezirk bisweilen eine Mächtigkeit bis zu 0,50 Meter, und bei rationeller Behauung der Ackerfläche weisen denn auch die Feldfrüchte einen vorzüglichen Stand auf. Es sei hier nur auf die Marken von Roßberg, Schomberg und Gr. Dombrowka hingewiesen. Da der Boden meistens undurchlässig ist, ersetzt hier der Grubenbau gewissermaßen die Drainage, wodurch, da kein Grundwasser vorhanden ist, der Pflanzenwuchs befördert wird. Ja, dessen ungeachtet haben die Saaten in heißen Sommern verhältnismäßig nicht so viel unter großer Trockenheit zu leiden, wie vielleicht in andern Landstrichen mit gleichen oder ähnlichen Bodenverhältnissen. Möglich ist es ja auch, daß die reichen Niederschläge im ober-schlesischen Industriebezirk regulierend wirken. Ich meine aber, wo die Felder so schöne Erträge liefern, da müßten auch noch die Bedingungen für den

Baumwuchs vorhanden sein. Was aber letzteren so ungünstig beeinflusst, das ist der Rauch der Eisen- und Zinkhütten, der brennenden Halben, die Anlagen für Gewinnung gewisser Nebenprodukte, sowie die Ziegel- und Kalkindustrie. Bei widrigen Winden wälzt sich der giftige Rauch lawinenartig über die Landschaft hin und ertötet jegliches Pflanzenleben, ja in der unmittelbaren Nähe der Hütten, wie im Beuthener Goy, finden wir die Rasenfläche völlig verdorrt. Wo aber die Rasenschmele (*Aira caespitosa* L.) ihr Leben nicht mehr fristen kann, wie könnten da auf die Dauer Bäume existieren? So manche Stelle hat hier noch dieselben Wasserverhältnisse wie ehemals, aber die charakteristische Flora, die auf die Pflanzenfreunde eine so große Anziehungskraft ausgeübt hat, ist meist längst verschwunden.

Daß der Staub, für dessen Beseitigung nach Lage der Verhältnisse wenig oder gar nichts geschehen kann, zur Vernichtung des Pflanzenwuchses nicht wenig beiträgt, ist bereits von anderer Seite dargetan worden, und ich will mich nur auf eine pflanzenphysiologische Bemerkung beschränken. Wer mit dem Bau und Leben der Pflanze nur einigermaßen vertraut ist, wird es begreiflich finden, daß bei der staubigen Luft das vegetabilische Leben nur noch mühsam bestehen kann. Die dicke Staubschicht, welche die Blätter bedeckt, beeinträchtigt zunächst die Assimilation in den grünen Pflanzenteilen; sie bewirkt nämlich, daß die Sonnenstrahlen, welche die Chlorophyllkörner in Bewegung setzen, an Wirkung verlieren. Auch die Aufnahme der atmosphärischen Luft ist erschwert und die Zersetzung derselben in Sauerstoff und Kohlensäure eine unvollkommene; unvollkommen ist auch die Verbindung der Kohlensäure und des mineralische Bestandteile führenden Transportwassers zu Kohlenhydraten, aus welchen sich die Pflanze aufbaut. Wo es aber an Baustoffen mangelt, ist das Wachstum in Frage gestellt.

Ebenso wird durch die Staubteilchen der Atmungsprozeß erschwert, der neben der Assimilation einhergeht und sich in lebenden Pflanzen in ähnlicher Weise wie bei den Tieren vollzieht, d. h. die Pflanze atmet Sauerstoff ein und Kohlensäure aus. In jedem Organismus aber, in dem die Ausscheidung der verbrauchten Stoffe eine ungenügende ist, tritt eine Störung ein, die für ihn von geradezu tödlichen Folgen ist.

Auch die Transpiration kann, da durch die Staubmoleküle die winzigen Spaltöffnungen des Blattes verstopft werden, nur in ungenügendem Maße vor sich gehen. Es tritt im Organismus eine Überfüllung mit den zu assimilierenden Stoffen ein, und die Zellen geben vorzeitig ihre Funktion auf. Namentlich ist dies im Frühling der Fall, wenn der Saft in die Bäume steigt. Dieser Zustand kommt, zumal wenn die Luft mit giftigen Gasen geschwängert ist, dem des Erstickens ziemlich nahe. Die

Begleiterscheinung der gestörten Lebensvorgänge sind die mangelhaft ausgebildeten Blätter (Nadeln) und die vorzeitige Laubverfärbung, der meist unvermittelt der Laubfall folgt.

Die flora eines Landstrichs ist in erster Reihe von der Bodenbeschaffenheit abhängig. Man kann daher umgekehrt von der Pflanzenwelt auf den ursprünglichen Charakter einer Landschaft schließen. Die Durchforschung der flora im südlicheren Teile des oberschlesischen Industriebezirks erfolgte schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber auch der späteren Zeit verdanken wir wichtige Aufschlüsse. Bei der Beobachtung der Vegetationsverhältnisse waren folgende floristen in hervorragender Weise tätig: Der Apotheker Nagel in Peiskretscham († 1876), Mar von Uechritz in Breslau († 1851), der Professor M. Sadebeck in Berlin († 1864), der Registrator a. D. Kabath in Breslau — er schrieb die flora von Gleiwitz —, der Hüttenrevisor Schauder in Kattowitz und der Real- schullehrer Paul in Brandenburg a. H. Die flora im Przemysagebiet hat der Lehrer Unverricht in Myslowitz durchforscht. Seine Beobachtungen fanden in der Fiebschen flora (1882) die vielseitigste Verwendung; er selbst verfaßte mehrere kleine Schriften botanischen Inhalts.

Von den Pflanzen, welche nunmehr der Vergangenheit angehören, will ich nur einige erwähnen; der aufmerksame Botaniker wird aber sogleich herausfinden, daß der jetzige oberschlesische Industriebezirk einen wildromantischen Charakter hatte und daß seine flora die des Vorgebirges war bezw. ist. Die Tollkirsche, welche vorwiegend Bergwälder und felsige Schluchten liebt, war im heutigen Kohlenrevier nicht selten; sie kam bei Friedenschütte und Brynow bei Kattowitz sogar häufig vor. Gegenwärtig findet man sie noch in Emanuelsegen, wo sie schon vor einigen Jahrzehnten Unverricht beobachtet hat. Von hier verläuft ihre Grenzlinie in folgender Richtung: Rybnik, Ratibor, Neustadt, Grafschaft Glatz, Waldenburger und Boberkatzbach-Gebirge.

Eine Zierde der sumpfigen Waldstellen bei Morgenroth war der Germer (*Veratrum Lobelianum* Bernh.), eine stattliche Staude von 0,50 bis 1,00 m Höhe, welche zu den Giftililien (*Colchikaceen* D. C.) gehört. Die radförmigen, hellgrünen Blüten stehen in endständigen Trauben und verleihen dieser giftigen Pflanze einen eigenartigen Reiz. Der Germer zieht sich immer mehr auf die äußere Grenze des Gebiets zurück und wird vereinzelt in den Wäldern bei Tarnowitz, so im Reptener Park und bei Pohlom, gefunden. Auch im Myslowitzer Walde ist er heimisch. In der Gesellschaft des Germers fand sich die zu den Schwertlilien gehörige Siegwurz (*Gladiolus imbricatus*), die sich von der gewöhnlichen Siegwurz (*G. palustris*) auch dadurch unterscheidet, daß ihre Ähre viel (4—10) blütig ist. Ihr

Perigon ist ebenfalls purpurn. Einen üppigen Wuchs entfaltete hier auch die quirlblättrige Weißwurz (*Polygonatum verticillatum* All.), die man noch in Cüpersruh und im Segethwald beobachten kann. Die Weißwurz bevorzugt Laubwälder und Gebüsche mit humosem oder etwas feuchtem Boden.

Im Goy hatte die familie der Geisblattgewächse (Kaprifoliaceen) in dem nach Moschus riechenden Bisamkraut (*Adoxa Moschatellina* L.) einen sonst seltenen Vertreter. Es ist dies ein fingerhohes Pflänzchen, das an schattigen, etwas feuchten Stellen, besonders unter Erlengebüsch wächst und schon Ende März und im April blüht. Ihre Blüten sind klein und hellgrün; je fünf sind zu einem kugeligen, endständigen Köpfchen gestellt. Der Goy scheint für diese Pflanze der einzige Standort gewesen zu sein, denn sie ist bisher außer im Klodnitztale von den Pflanzenkennern nirgends beobachtet worden.

Aus dem Goy verschwunden ist auch die in humosen Laub- und Nadelwäldern des südöstlichen Gebiets von Schlesien vorkommende drüsigte Zahnwurz (*Dentaria glandulosa* W. K.). Diese Pflanze ist für den Floristen insofern von Interesse, als sie hier die Nordwestgrenze ihrer Verbreitung erreichte. In den Beskiden ist sie nicht selten; sporadisch tritt sie noch bei Pleß, Rybnik, Ratibor, Hultschin und Troppau auf. Die Zahnwurz gehört zu den Kreuzblättern; sie hat lanzettliche, eingeschnitten gesägte Blätter, und ihre purpurnen Blüten bilden 2—5 blütige, aufrechte Trauben. Eine verwandte Art (*D. enneaphylla*) mit quirlständigen Blättern und einer 5 bis 12 blütigen, überhängenden Traube verzeichnet Kutzi aus dem Beuthener Stadtforst. Meines Wissens hat aber kein Florist diesen Fund bestätigen können.

Der Sommertau (*Drosera anglica*), eine Pflanze der tiefen Torfsümpfe, schmückte die Umgebung der Heiduker Teiche. Nach Nagel trugen ihre weißen Blüten wesentlich dazu bei, der Landschaft ein buntes Bild aufzuprägen. Eines nicht seltenen Vorkommens erfreute sich hier auch die in stehenden und langsam fließenden Gewässern schwimmende Salvinie (*Salvinia natans* All.), ein etwa 0,07 Meter langes Pflänzchen, das in Oberschlesien noch mehrfache Standorte hat.

Die Farnkräuter waren im Goy durch den Buchenfarn (*Phegopteris polypodioides* Fee) vertreten, der sich gern auf feuchtschattigen, humusreichen Waldstellen, am liebsten unter Buchen ansiedelt. Ab und zu wird er im Laffowitzer Wald und Segethwald gefunden.

Die Waldschluchten zwischen Königshütte, Morgenroth und Ruda bargen den einmal durch Herrn Dr. Wossidlo zwischen Sowitz und Hugohütte aufgefundenen Rippenfarn (*Blechnum Spicant* With.). Derselbe wird etwa 0,50 Meter hoch. Im Myslowitzer Wald wurde er zuerst durch Unverricht bekannt.

Die Reihe der ausgestorbenen Pflanzen schließt eine seltenere Art des Schachtelhalmes (*Equisetum Telmateja*), dessen unfruchtbarer Stengel zuweilen die Höhe von 1,75 Meter erreicht. Mit dem Verschwinden der Wälder bei Zabrze und Biskupitz wurde der stellenweise sumpfige und quellige Boden entwässert und somit die Bedingungen für den Schachtelhalm vernichtet. Ein Rest der ursprünglichen Vegetation hat sich noch in der Schlucht bei Rokittnitz, welche sich an den Gräflich Ballestremischen Wald anlehnt, erhalten. Es ist dies für den Pflanzensammler eine nicht uninteressante, aber anscheinend wenig bekannte Gegend. Kaum daß der Schnee schmilzt, kommen die hellpurpurroten, betäubend riechenden Blüten des Seidelbaumes, der hier in etwa 300 Exemplaren vorhanden ist, zum Vorschein. Es muß geradezu überraschen, daß Vergiftungen durch die gefährlichen Beeren, welche durch ihr kirschrotes Aussehen so unwiderstehlich zum Genuß einladen, bisher nicht vorgekommen sind. Den wenigsten dürfte der Name des Strauches bekannt sein, aber daß er giftig ist, das weiß jedes Kind.

Einen malerischen Anblick im Herbst gewähren vor allem die Früchte des Spindelbaumes („Pfaffenhütlein“), der die Abhänge der Schlucht weit und breit bedeckt. Der Boden muß ihm hier besonders zusagen; denn er tritt durchweg baumartig auf. Aus der Familie der Orchideen sei hier besonders die Sumpfwurzel (*Epipactis latifolia* All.) erwähnt, die nicht selten über 1 Meter hoch wird. In ihrer Nähe steht das niedliche Zweiblatt (*Listera ovata* B. Br.) mit grünen Perigonien und grünlichgelben Lippen. Voriges Jahr fand ich am Abhange dieser Schlucht in dichtem Gebüsch den wild wachsenden Spargel (*Asparagus officinalis* L.); es dürfte dies der erste Standort im Gebiet sein, wenigstens ist bisher von einem solchen Funde im ober-schlesischen Industriebezirk nicht die Rede gewesen.

Während bei Lipine, Morgenroth und Ruda das Gelände meist mit Halden bedeckt ist, weist der Goy noch immer einige seltenere Pflanzen auf, allerdings nur an geschützten, quelligen Stellen. Auf den Rasenflächen und im Gestrüpp wuchert überall eine aus den Alpen stammende Gänsekresse (*Arenosa Halleri*), während in der reich bewässerten Querschlucht der Teufelsabbis (*Succisa pratensis*) mit seinen blauen Köpfchen die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Die sumpfigen Stellen sind das Dorado für die Grundfeste (*Crepis paludosa* Mnch.) und den Zweizahn (*Bidens cernuus* und *tripartita* L.). Von der letzten Art gibt es hier außer der Grundform, welche meist dreiteilige Blätter hat, auch solche Pflanzen, deren Blätter sämtlich oder wenigstens vorherrschend ungeteilt sind (*B. integer* C. Koch). Zwei schöne Doldengewächse, die übrigens dem Muschelkalkgebiet angehören, sind der etwa 0,25 Meter hohe Sanikel (*Sanikula europaea* L.) und die

große Silberdolde (*Astrantia major* L.), welche durch die rosa angehauchten Doldenhüllblätter auffällt. Charakterpflanzen sind auch das Christoskraut (*Actaea spicata* L.), aus dessen kleinen weißen Blüten sich erbsengroße, glänzend schwarze Beeren entwickeln, und der Lärchensporn (*Corydalis solida* Sm.), ein kahles, bläulichgrünes Kraut, das schon im ersten Frühling auf den Schomberger Wiesen blüht. Der Standort für den Lärchensporn liegt in der Vegetationslinie, welche sich von Freudenthal (Österreich-Schlesien) bis Tarnowitz hinzieht. Nicht selten ist der Lärchensporn am Dramabach. Eine verwandte, aus den südlichen Alpen stammende Art, die leicht verwildert, ist der gelbe Lärchensporn. Er eignet sich besonders zu Einfassungen und bildet u. a. in den städtischen Parkanlagen zu Beuthen schöne Gruppen.

Die Wiesenränder schmückt auch der Wiesengoldstern (*Gagea pratensis* Schult.), dessen mattgelbe Blümchen in den ersten Frühlingstagen erglänzen. Aus dem Gesträuch schaut die Osterblume (*Anemone nemorosa* L.) heraus; doch wird sie immer spärlicher.

Die wilde flora des Iserbaches (Beuthener Wasser), welcher sich durch den Goy dahinwindet, setzt sich in der Hauptsache aus wildem Hopfen, Sauerampfer, Glatthafer und Meier (*Asperula Aparine* L.) zusammen. Letztere Pflanze ist für diese Gegend Charakterpflanze. Die Sträucher sind im Goy nur durch den Traubenholunder und den Spindelbaum vertreten. Der Spindelbaum hat hier seine Widerstandskraft anscheinend völlig eingebüßt. Seine Blätter rollen sich bald nach der Entwicklung zusammen, werden von Insekten eingesponnen und verdorren alsdann. Die noch grünen Früchte überziehen sich mit einer schwarzen Kruste und fallen meist vor der Reife ab.

Die Teiche mitten im Industriebezirk wurden durch den Bergbau trocken gelegt, so daß außer den Hüttenteichen und Lehmtümpeln stehende Gewässer nicht vorhanden sind. Von einer Wasserflora kann daher nur an der Grenze des Industriebezirkes — bei Myslowitz (Dreikaiserecke) und Tarnowitz — die Rede sein, wo die Bodengestaltung zu Sumpf- und Teichbildung neigt. Eine Zierde der Teiche ist besonders die gelbe und weiße Seerose. Erstere findet sich auch im Teiche bei Rudahammer (Bobrek) und in den von der Brinitza durchflossenen Teichen bei Kamin. Im Teiche bei der Oparamühle kommt die weiße Seerose nur vereinzelt vor.

Der Pflanzengürtel der Lehmtümpel und älteren Grubenteiche wird meist von Schachtelhalm, Wasserehrenpreis, Schilfrohr und Rohrkolben gebildet. Verschiedene Doldenpflanzen vervollständigen dieses Bild. In Gräben und überschwemmt gewesenen Plätzen hat sich der Froschlöffel angesiedelt, während die Lehmtümpel oft mit Laichkraut völlig durchsetzt sind (*Potamogeton crispus* L.). Letzteres erkennt man an den welligkrausen Blättern.

Die Tarnowitzer Gegend weist insbesondere um Hugohütte und Cassowitz eine mannigfaltige Wasserflora auf. In den intensiv riechenden Kalmus, dessen Wurzelstock im Schlamm kriecht, mischt sich der Sumpfdreizack (*Triglochin palustris* L.) eine zierliche, binsenartige Pflanze bis zu 0,50 Meter Höhe. In ihrer nächsten Nachbarschaft treibt das Sumpf-Schlangenkraut (*Calla palustris* L.) die eiförmige, innen weiße Ähre, aus der eine rote Beere entsteht. Alle überragt der Wasserschierling (*Cicuta virosa* L.), dessen vielstrahlige Dolden stark gewölbt und weit sichtbar sind. An die Seerose erinnert der Froschbiß (*Hydrocharis morsus ranae* L.) mit seinen rundlich-herzförmigen, schwimmenden Blättern. Sehr schön nehmen sich die inneren Perigonblätter aus, die an der Basis gelb, sonst aber weiß und kronartig geformt sind.

Mitten aus dem Moorwasser erhebt sich ein spannhohler, blattloser Stiel mit einer am Gaumen orange gestreiften, dottergelben Rachenblume, die sich Ende Juni entfaltet. Das ist der Wasserschlauch (*Utricularia vulgaris* L.). Seine Sprossen enthalten Lufträume, welche bei der fortschreitenden Entwicklung im Frühjahr größer und größer werden, bis sie das spezifische Gewicht der Pflanze so verringert haben, daß diese aufsteigen kann. Die Mundöffnung des Schlauches ist fischreusenartig mit steifen Borsten umrahmt, welche sich nur nach innen öffnen. Jeder Schlauch gleicht somit einem Fangapparat. Die Pflanze nimmt wohl die verfolgten Wassertierchen auf, aber aus dem dumpfen Gefängnis entrinnt sie nimmer. Als insektenfressende Pflanze saugt sie mittels Saughärchen den toten Körpern den Saft aus und gewinnt so die nötigen Lebensstoffe.

Ebenfalls zur Blütezeit entsendet das Tausendblatt (*Myriophyllum Vaill.*) die blühenden Äste zur Oberfläche, und zu ihm gesellt sich das Hornblatt (*Ceratophyllum*) mit seinen gabelspaltigen, starren Blättern. Die im Schlamm wurzelnde Wasserschere (*Stratiotes aloides* L.), deren Blätter eine Rosette bilden, ist nur außerhalb des Gebietes, im Wasser der Malapane, von Herrn Dr. Wossidlo gefunden worden. Bei Dzieżkowicz wurde sie von Paul beobachtet; doch scheint sie immer seltener zu werden.

Die Wassernuß (*Trapa natans* L.) kommt in den vom Stolabach und der Malapane gebildeten Teichen bei Piassęzna und Brynek häufig vor. Im Kosdziner Teiche hat sie Paul, in dem Teiche bei der Sophienhütte Unverricht nachgewiesen; doch sind diese beiden Fundorte als nicht mehr vorhanden zu betrachten. Über den Kosdziner Teich erheben sich nunmehr die Halden der Zink- und Schwefelhütten, und der Sophienteich bei Myslowitz ist durch die Abflüsse der Kohlenwäsche vollständig verschlemmt. Hier ist der Pflanzenwelt ein wertvolles Gebiet verloren gegangen. Die Wassernuß hat sich südwärts in den Plesser Kreis zurückgezogen. (Berun.)

Das Vorkommen der aus Amerika stammenden Wasserpest (*Elodea canadensis* L.), welche sich überall einbürgert und zur Plage wird, ist im Przemysagebiet schon vor mehreren Jahrzehnten festgestellt worden.

Eine unverkennbare Ähnlichkeit zeigt auch die Landflora von Myslowitz und Beuthen-Tarnowitz, insbesondere die an der Plesser Grenze (Dziękowitz, Emanuelsegen) und die des Beuthen-Niechowitz-Stollarzowitzer Grenzforstes. Diese ist in den geologischen Verhältnissen begründet. Von den hier vorkommenden Charakterpflanzen will ich nur die Hauptvertreter erwähnen. Nächst dem Traubenholunder (*Sambucus racemosa* L.), der überall in den Vertiefungen ein geselliges Leben führt, fehlt hier auch der Zwergholunder (*S. Ebulus* L.) nicht. Da seine Wurzeln ungewöhnlich tief in die Erde dringen, ist er schier unausrottbar und geht im Kampfe um seine Ausbreitung überall siegreich hervor.

Die Familie der Heisblattgewächse vertritt an den Polen des Gebiets die Heckenfirsche (*Lonicera Xylosteum* L.). Dieser Strauch blüht im Mai und Juni; aus den gelblich weißen Blüten entwickeln sich karminrote Früchte. Eine verwandte Art der Heckenfirsche mit hellroten oder gelblichen Blüten, die überall in Gärten angepflanzt wird, ist die tartarische Heckenfirsche (*L. tatarica* L.). Ein Heisblattgewächs ist auch die in Nordamerika heimische Eisbeere (*Symphoricarpus racemosus* Mich.), ein Strauch mit glockenförmigen, rosafarbenen Blumen und schneeweißen, firschengroßen Beeren, die den ganzen Winter über an den Zweigen hängen bleiben. Er ziert häufig unsere Gärten und Parkanlagen. Der fingerhut (*Digitalis ambigua*) hat die Abhänge des Segethwaldes förmlich okkupiert, und von hier aus hat er nach dem Beuthener Grenzforst einen Eroberungszug unternommen. Im Myslowitzer Walde ist er ebenfalls nicht selten; er kommt auch unmittelbar an der Chaussee von Kattowitz nach Emanuelsegen vor, wo ich ihn voriges Jahr beobachten konnte.

Auch der Türkenbund liegt innerhalb der gezogenen Grenzlinie. Überaus häufig ist er in Cüpersruh und im Niechowitz Walde zu finden. Die elliptisch lanzettlichen Blätter lassen uns die fast 1 Meter hohe Pflanze sogleich als ein Siliengewächs erkennen; was uns aber an ihr besonders gefällt, das ist die zurückgerollte Form der schmutzig hellgrünen, von dunklen Flecken unterbrochenen Perigonblätter.

Ausgesprochene Charakterpflanzen sind ferner Christofskraut, Maiglöckchen, Schattenblume, Salomonsiegel (*Polygonatum officinale* All.), Seidelbast, die viel- und quirlblättrige Weißwurz, die afeleiblättrige Wiesenraute (*Thalictrum aquilegifolium* L.), seltener die kleine Wiesenraute (*T. minus* L.). Sie alle lieben mehr oder weniger Humusboden mit kalkigem Untergrund.

Von Orchideen begegnen wir auf nassen Wiesen dem breitblättrigen und gefleckten Knabenkraut (*Orchis latifolia* und *maculata* L.) In den Laubwäldern und gemischten Beständen tritt uns die Kuckusblume (*Platanthera bifolia* Rehb.) entgegen; sie verbreitet einen angenehmen Duft und wird auch Waldhyazinthe genannt. An ähnlichen Stellen hat sich die Nestwurz (*Neottia nidus avis* Rich.) angesiedelt. Neben der breitblättrigen Sumpfwurz findet sich hier und da, aber an etwas trockeneren Stellen, der braunrote Stendel (*Epipactis rubiginosa* Gaud.). Die ganze Pflanze ist meist dunkelrot überlaufen, und die ebenfalls roten Blüten riechen nach Vanille. Eine Orchidee mit schön purpurroten, langspitzigen Perigonblättern ist das Waldvögelein (*Cephananthera rubra* Rich.). An sumpfigen und humosen Waldstellen kommt vereinzelt der Kleingriffel (*Microstylis monophylla* Lindl.) vor; er hat bekanntlich die kleinsten Blüten unter den einheimischen Orchideen.

Das Zapfenkraut (*Streptopus amplexifolius* D. C.) wird mit dem Niedergang der Wälder immer seltener. Bekannte Fundorte sind der Park von Friedrichsgrube und der Myslowitzer Wald. Als neuester Standort kommt der Wald bei Wieschowa hinzu.

Nur in Cüpersruh — anscheinend überhaupt in Oberschlesien — wächst der zu den Orchideen gehörende Frauenschuh (*Cypripedium Calceolus* L.)¹⁾, der etwa 0,40 Meter hoch wird und nur eine Blume trägt. Die gelbe, rot punktierte Lippe ist aufgelassen und hat eine große Ähnlichkeit mit einem Pantoffel.

Die nassen Stellen in Cüpersruh belebt die hellblaue, mit violetten Adern gezierte Schwertlilie (*Iris sibirica* L.) und die Pestwurz (*Petasites officinallis* Mnch.), deren trübpurpurne Blüentrauben wir als erste Frühlingsboten begrüßen. Letztere wird auch vielfach in Anlagen angepflanzt. Die weiße Pestwurz (*P. albus* Gärte), eine Pflanze des Vor- und Hochgebirges, hat Oberlehrer Fabian, früher in Tarnowitz, einmal auf einer lehmigen Halde im Segethwalde gefunden. Weitere Nachforschungen nach dieser Spezies hatten keinen Erfolg.

Unweit der Schießstände im Beuthener Forst ragen aus dem Grase die dunkelblauen, kugeligen Blütenköpfchen der Teufelskralle (*Phyteuma spicatum* L.) hervor, während die benachbarten Halden an der Schmalspurbahn den zu den Hahnenfußgewächsen gehörenden Sturmhut (*Aconitum variegatum* L.) bewohnt. Sein ursprünglicher Standort ist der Segethwald.

Eine Zierde der Nadelwälder ist der Siebenstern (*Trientalis europaea* L.), so genannt, weil die weiße, radförmige Krone tief sieben-spaltig ist, wo-

¹⁾ Mitteilungen über das Vorkommen dieser Pflanze sind erwünscht.

durch sie die form eines sternes erhält. An ähnlichen Stellen gedeiht das Wintergrün (*Pirola*), von dem es bei uns mehrere Arten gibt. In fichtenbeständen begegnen wir einer Pflanze, die für die Gelehrten bis in die jüngste Zeit in mancher Beziehung ein Räthsel war. Es ist dies der fichtenspargel (*Monotropa Hypopitys* L.), der kein Blattgrün enthält und lediglich von Pilzmicelien (Pilzgewebe) ernährt wird. Wichtige Aufschlüsse über seine Lebensweise verdanken wir dem Professor Frank.

In schattigen, humosen Laubwäldern schmarrt insbesondere auf der Wurzel des Haselstrauches die Schuppenwurz (*Lathraea Squamaria* L.). Sie fällt durch die weiße farbe des fleischigen Stengels und der herzförmigen Schuppen auf; ihre purpurfarbenen Blüten stehen in den Achseln rötlich geaderter Deckblätter und bilden eine endständige, einseitwendige Traube.

Eine Schmarotzerpflanze ist ferner die Mistel (*Viscum album* L.). Von den Pflanzen dieser Gattung unterscheidet sie sich jedoch wesentlich dadurch, daß sie Blattgrün entwickelt. Sie befällt namentlich Linden und Schwarzpappeln und tritt besonders in Neu-Repten überaus stark auf. Auch auf den mächtigen Schwarzpappeln im Mieschowitz Park bildet sie üppige Büsche, die von weitem Storchnefeln gleichen.

Die Würger fehlen anscheinend in der Tarnowitzer Umgegend; denn die Floristen geben einen Standort für diese Pflanze nicht an. Dennoch machte ich voriges Jahr einen wichtigen fund bei Neu-Scharley; ich fand hier auf der Wurzel der flockenblume (*Centaurea Scabiosa* L.) den Orobanche Kochi Schultz. Nach Halliers flora kommt dieser Würger sonst nur in Böhmen und Mähren vor und dürfte somit Beuthen der nördlichste Punkt seiner Verbreitung sein. Vor etwa 40 Jahren wurde er von Paul bei Dzierzkowitz beobachtet; es wäre nicht uninteressant festzustellen, ob diese Pflanze auch in Schlesien noch einen anderweitigen Standort hat.

Ein anderes, etwa fingerhohes Pflänzchen, welches die Küsten von Istrien bewohnt und auch schon bis Salzburg vorgedrungen ist, entdeckte ich an den Beuthener Parkanlagen (Strandhafer = *Lobularia maritima*). Höchstwahrscheinlich wurde es hierher durch Zugvögel verschleppt.

Die Wiesen des oberschlesischen Industriebezirktes weisen eine charakteristische flora nicht auf, da sie durch Schuttmassen, Galmei und Eisenerze verschlemmt sind. Fast überall treten die saftigen Gräser zu Gunsten der härteren zurück, die als Viehfutter nur einen geringen Nährwert haben. Der Kugelranunkel (*Trollius europaeus* L.), das untrügliche Zeichen einer fetten Wiese, ist aus dem Tarnowitzer Gebiet verschwunden und hat sich in den Kreis Lublinitz zurückgezogen. Die Herbstzeitlose hat aller Wahrscheinlichkeit nach dem Industriebezirk nicht angehört; sie kommt aber an der Chaussee Glewitz-Tarnowitz und im Plesser Kreise

vor. Durch Entwässerung der Wiesen, so auch bei Leschnitz, verschwindet sie immer mehr.

Die verlassenen Schächte und Halden dürften — je nach ihrer Zusammensetzung — einmal noch der Standort für seltenere Pflanzen werden; gegenwärtig vollzieht sich ihre Besiedelung durch meist vulgäre Arten: Taubenkropf (*Silene inflata* und *nutans* L.), Tagnelke, Cichorie, Flockenblume, Frauenflachs (*Linaria vulgaris* und *minor*), Glockenblume (*Campanula rapunculoides* L.), Distel, Steinklee, wilde Möhre, Natternkopf, Salbei (*Salvia verticillata* L.), Pastinak, Schafgarbe, Bitterich (*Picris hieracioides* L.), Taubnessel, Sonnenröschen (*Helianthemum vulgare* Gärtn.), Königsferze (*V. phloimoides* und *nigrum* L.), die Nachferze u. a.

An den erschlossenen Kalksteinbrüchen haben sich meist Schmetterlingsblütler und Erdrauche (*Fumaria Vaillantii*) niedergelassen.

Aus meinen floristischen Streifzügen kann man wohl ersehen, daß die flora des oberschlesischen Industriebezirks trotz der verloren gegangenen Pflanzengebiete noch immer eine nennenswerte ist. Bei der Eigentümlichkeit der Verhältnisse werden aber die einheimischen Floristen nicht umhin können, jede bemerkenswerte Veränderung im Pflanzengebiete genau zu beobachten und bekannt zu geben. Denn nur bei hinreichender Unterstützung wird es dem derzeitigen Kustos des Herbar silesiacum, Herrn Professor Dr. Th. Schube¹⁾, der seit 1890 die planmäßige Durchforschung der schlesischen flora mit seltener Energie leitet, möglich sein, ein Florenwerk zu schaffen, das ein getreues Abbild der einheimischen Pflanzenwelt geben dürfte.

Ruine Reichenstein bei Jauernig, Österr.-Schlesien.

Schilderung von
Bruno König, Jauernig.

Einer Teil der Sudeten, welcher sich in nördlicher Richtung vom Ramsauer Sattel bis zum Wartha-Passe an der Glazer Meisse hinzieht, wird das Reichensteiner Gebirge genannt.

Dasselbe wird ungefähr in seiner Mitte, $\frac{1}{2}$ Stunde von dem anmutigen Städtchen Jauernig entfernt, von dem romantischen Krebsgrundtale durchquert, durch das sich in den frühesten Zeiten der Verbindungs-

¹⁾ Breslau, Forckenbeckstraße 10.

weg zwischen Schlesien und Böhmen hinzog. Von welcher Wichtigkeit derselbe war, ist daraus zu entnehmen, daß heute noch die Trümmer zweier Burgen vorhanden sind, welche zum Schutze und zur Verteidigung dieser Straße errichtet worden waren.

Gleich beim Eingange in das Tal blickte von schroffer Felsenhöhe das wüste Schloß als „Euginsland“ weit in die Neisse-Frankensteiner Ebene hinein. Der Besatzung dieses Kastells reichte die Natur die Hand, um den Anprall eines feindlichen Heeres zu brechen, denn die gigantischen Felsmassen der beiden Talwände treten hier so nahe aneinander heran, daß die elementare Kraft des Wildbaches dazu gehörte, um sich da hindurch einen Weg zu bahnen. Gewaltige Trümmer, welche in diesem tausendjährigen Riesenkampfe die tosenden Gewässer der Felsbrust des Gebirges entrissen, liegen gleich gefallenem Recken malerisch zerstreut im Talgrunde und an den Berghängen herum, und so konnte auch dem Feinde auf die leichteste Weise durch Verhaue und von den zerklüfteten Bergwänden herabgestürzte Felsblöcke der Weg vollständig verlegt werden.

Gegen die Mitte des Krebsgrundtales zu, auf einem fast senkrecht abfallenden Gneisfelsen erhob sich die feste Reichenstein. Dieselbe gehörte zu jenen Grenzburgen, welche um das Jahr 1000 der Polenherzog Boleslaw Chrobry im Kampfe gegen die Böhmen an den wichtigsten Paßzügen des Sudetengebirges zum Schutze des von ihm eroberten Schlesiens anlegen ließ.

So weit bis jetzt aus den gegenwärtig von der Sektion des mährisch-schlesischen Sudeten-Gebirgsvereines gemachten Ausgrabungen geschlossen werden kann, muß die Burg ein eleganter und prächtig eingerichteter Bau gewesen sein, denn die Torpfeiler und Fensterbögen waren sorgfältig aus Sandstein gearbeitet, sämtliche Eisensfunde, wie: Waid- und andere Messer, Schlüssel, Schlösser, Hufeisen, Pfeilspitzen u. s. w., verraten Kunstfertigkeit nicht nur in der Verarbeitung, sondern auch in der Erzeugung des Eisens, das kompakte Pflaster des Burghofes war aus einer Masse von Quarzsteinchen und einem mörtelartigen Bindemittel verfertigt und in den Farben rot und weiß gehalten, die Gefäße waren aus Ton meisterhaft hergestellt und Stücke von Hand-Getreidemühlen sind roter, böhmischer Sandstein.

Wir dürften es hier jedenfalls mit jener polnischen Grenzburg zu tun haben, auf welche Boleslaw Chrobry den Böhmer Herzog Boleslaw III., den „rothaarigen“, unter dem Vorwande dringender und wichtiger Verhandlungen lockte, um denselben in der Nacht nach seiner Ankunft blenden und in eine Haft im Innern des Polenreiches abführen zu lassen, wo er erst im Jahre 1037 starb. Der Polenherzog jedoch zog nach seiner Tat ungesäumt nach Prag, wo er mit Jubel empfangen und auf den Herzogs-

stuhl gesetzt wurde (1003). Die Burg Reichenstein muß bei einem plötzlichen Überfalle eingeeäschert und vollständig zerstört worden sein, wobei auch das darin befindliche Vieh, als Pferde, Schweine, Hunde 2c., mitverbrannte. Es kann dies vielleicht schon in jenem Kriege geschehen sein, den der deutsche Kaiser Friedrich im Jahre 1157 gegen den polnischen Herzog Boleslaw IV. führte, weil dieser die deutsche Oberhoheit nicht anerkennen wollte. Der Krieg endete damit, daß Boleslaw, an der Gegenwehr verzweifelnd, um Frieden bat; er erschien barfuß, ein nacktes Schwert um den Hals gehängt, vor dem Kaiser, fiel ihm zu Füßen und wurde von diesem nur unter harten Bedingungen zu Gnaden aufgenommen. Das Territorium, auf dem die Burg Reichenstein erbaut war, gehörte nach dem Jahre 1163, in welchem die Breslauer Kirchenprovinz Schlesien (*sacra Silencii provincia*) den Söhnen des vertriebenen Polenkönigs Wladislaw verliehen worden war, gleich dem Straßenzuge durch das Krebsgrundtal zur polnischen Kastellanei Ottmachau, welche wahrscheinlich schon bei Begründung des Breslauer Bistums von dem polnischen Herzoge Boleslaw Chrobry der Kirche zu ihrem Unterhalte als Eigentum zugewiesen worden ist, und die auch in der Bestätigungsurkunde des Papstes Adrian IV. vom 25. April 1155 unter den Gütern des Bistums aufgezählt wird. Nachdem nun dem Domkapitel *ad sanctum Joannem* in Breslau die in Österr.-Schlesien gelegenen, ursprünglich zum Ottmachauer Kastellaneibesitze gehörigen Güter bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind, so ist dasselbe auch Eigentümer der Ruinen der ehemals polnischen Grenzfestung Reichenstein, und der jetzige, hochwürdigste Herr Kardinal-Fürstbischof Dr. Georg Kopp erteilte nicht nur bereitwilligst die Erlaubnis zu den unternommenen Ausgrabungen sondern verfolgt diese auch mit dem lebhaftesten Interesse.

Um die bemoosten Trümmer der Burg Reichenstein hat auch die Sage ihre duftigen Blüten geschlungen, und im Volksmunde war auch stets der Glaube verbreitet, daß unter denselben große Schätze verborgen liegen. Davon hörte auch einst ein armer Webergehilfe, und er beschloß, den vergrabenen Reichtum zu heben. An einem Palmsonntage unter der Passion machte er sich ans Werk. Vom Gipfel des Trümmerhaufens ließ er eine Wünschelrute springen, welche vor ein kellerartiges Gewölbe fiel. Da begann er nun zu graben; doch hatte er kaum die ersten Hackenschläge getan, so kam unter den Trümmern eine riesige Schlange hervor, welche in ihrem Rachen einen goldenen Schlüssel trug. Voll Entsetzen warf er die Hacke weg und wie gebannt starrte er das Ungetüm an. Doch dieses sprach: Habe keine Angst vor mir, denn wenn Du die Schätze haben willst, dann brauchst Du sonst nichts als Mut zu beweisen. Entleide Dich nun, und besitzest Du die Kraft, keinen Laut von Dir zu geben, wenn ich mich an

Deinem nackten Körper hinaufwinde, um Dir den Schlüssel in den Mund zu reichen, so hast Du mich nicht nur erlöst, denn ich bin verwunschen, sondern Du gelangst auch in den Besitz der ungeheuren Schätze, welche im Kellergewölbe der Ruine, in einer eisernen Truhe, deren kunstvolles Schloß der goldene Schlüssel hier öffnet, verborgen sind. Die Habgier überwand den Ekel, und der Webergeselle entkleidete sich.

Die Schlange wand sich nun langsam an ihm hinauf; doch als ihr kalter, schlüpfriger Körper an sein Herz kam, da stieß er einen markerschütternden Schrei aus, und in diesem Momente war auch die Schlange spurlos verschwunden.

Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er voll Entsetzen nach Hause kam. Nur in abgerissenen Sätzen konnte er sein bestandenes Abenteuer erzählen, denn die Fieberhitze raste schon in seinem Hirn und warf ihn auf das Lager, von dem er nicht mehr aufstehen sollte — er mußte seine Habgier mit dem Leben bezahlen. So die Sage. Tatsächlich wurde jedoch vor nicht zu langer Zeit in einem der Kellergewölbe ein Topf mit Silbermünzen, deren jüngste aus dem Jahre 1620 datierte, aufgefunden. Derselbe dürfte jedenfalls zur Zeit der Schwedenkriege vergraben worden sein, und diejenigen, welche hiervon wußten, wurden von der Pest hinweggerafft.

Volksbildungsbestrebungen und Volksbildungsveranstaltungen.

Von

Adolf Schiller, Bresla.

Seit einer Reihe von Jahren wird auch in Deutschland über Volksbildungsbestrebungen und Volksbildungsveranstaltungen, ihre Berechtigung, ihren Wert und ihr Ziel lebhaft hin- und hergesprochen. Alle Gesellschaftskreise ziehen in jüngster Zeit dieses Thema in erregte Diskussion, und doch sind die wenigsten mit den einschläglichen Fragen genügend vertraut. So kommt es auch, daß man die widersprechendsten Meinungen zu hören bekommt. Die einen begrüßen diese Veranstaltungen als das Morgenrot einer baldigen besseren Zeit, die anderen verdammen diese Bestrebungen, weil sie von der Meinung durchdrungen sind, daß alle Volksbildungsveranstaltungen halbgebildete, aufgeblasene und unzufriedene Menschen erzeugen. Zwischen diesen extremen Meinungen liegen eine ganze Zahl Zwischenstufen, die auf persönlichen Stimmungen beruhen, ohne auf dem festen Grunde liebevollen Studiums

und abgeklärter Schlußfolgerung zu fußen. Die ganze gegenwärtige Lage der Bewegung zu überschauen und zu verarbeiten ist bei dem spröden Material auch schwieriger, als der Augenschein für den ersten Augenblick glauben macht.

Zunächst ist es erforderlich, über den Inhalt des Wortes „Volk“ einige Klarheit zu schaffen. Dieser für die handarbeitende Menschheit, die Handwerker- und Arbeiterbevölkerung im engeren Sinne gebrauchte Begriff, muß auf alle Klassen ausgedehnt werden, welche von ihrer Arbeit leben, also Kaufleute, Gewerbetreibende, Bureau- und Subalternbeamte. Während der „Gelehrtenstand“ drei Schulen zu absolvieren hat: die Elementarschule, das Gymnasium und die Universität, beschränkten sich die Kenntnisse der anderen Stände — abgesehen von der Fachbildung — auf das Maß von Wissen und Können, welches die Volksschule und verwandte Anstalten den obwaltenden Verhältnissen angemessen vermittelten. Besonders Strebende erweiterten ihren Gesichtskreis durch fleißiges Studium guter Bücher. Doch gelang diese Art Fortbildung nur charakterfesten Individuen, denn sie fordert eine seltene Ausdauer und Arbeitskraft, einen scharfen Verstand und einen kritisch veranlagten Kopf, der das wesentliche der Sache von dem nebensächlichen, den Kern von dem Beiwerk scharf zu scheiden versteht. Und wie trocken oft schaut den Studierenden die Druckerschwärze des Lehrbuches an! Wie ganz anders fesselt das lebendige Wort des Dozenten, der seiner Sache sicher ist, der seinen Vortrag dem Gesichtskreise der Hörer anzupassen versteht. Zu diesen Schwierigkeiten gesellt sich zumeist an dem kleineren Orte das Übel, daß sich dem Wißbegierigen nicht einmal Gelegenheit bietet, ohne große Opfer in den Besitz guter Bücher zu kommen. Bibliotheken sind nicht vorhanden, die eigenen Mittel gestatten nicht immer den Ankauf der begehrenswerten Werke. Die einzige „fühlende Brust unter Larven“ fühlt sich einsam, unglücklich, stumpft ab und wird schließlich für anregende geistige Arbeiten unempfänglich. Und doch fordert die ungeheure Konkurrenz in dem Kampf um die Erhaltung des Lebens ganze Menschen, die nicht still auf der erklimmenen Stufe stehen bleiben. Mit Riesenschritten drängen neue Aufgaben den Menschen zu neuer Betätigung; eine Erfindung verdrängt die andere und der menschliche Geist muß auf dem betretenen Pfade neue Anstrengungen machen, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Aus dem Bestreben, diesen Aufgaben gewachsene Menschen zu bilden, sind die Volksbildungsbestrebungen und Veranstaltungen hervorgegangen. Die Mittel, welche die gesamte Volksbildung den jeweiligen Verhältnissen anzupassen bestrebt sind, ist 1. die Volksschule, 2. die Fortbildungsschule, 3. die Volksbibliothek und Bücherhalle, 4. die von Volksbildungsvereinen veranstalteten Einzelvorträge und kurzen Vortragszyklen

und 5. die Volkshochschule. Diese aufsteigenden Stufen des Stammes Volksbildung, dessen Wurzel die Volksschule, dessen höchster Wipfel die Volkshochschule bildet, näher zu betrachten, die historische Entwicklung und die gegenwärtigen Bestrebungen zu beleuchten und damit zugleich Verständnis ihrer Ziele zu wecken, ist Aufgabe der folgenden Aufsätze. Ihr Erscheinen rechtfertigt das Bestreben dieser Zeitschrift, in lebhafter Aufmerksamkeit allen hervorragenden Bewegungen der Gegenwart, die für unsre Heimatprovinz von Bedeutung sind, zu folgen.

I. Die Volksschule.

Über Volksschule und Volksschulwesen, Erziehung und Unterricht zu disputieren, fühlt sich fast jedermann berufen, ohne auch nur sich der Mühe unterzogen zu haben, sich einmal näher mit dem Inhalte dieser Begriffe zu beschäftigen. Den Gegenstand der vielseitigen Erörterungen genauer zu beleuchten, liegt nicht in dem Rahmen dieser Arbeit; sie beschränkt sich vielmehr auf eine kurze Darstellung der historischen Entwicklung der preussischen Volksschule und auf einige Bemerkungen über ausländische Anstalten, welche zum richtigen Verständnis der Volksmittel- und Volkshochschule unentbehrlich sind. Die Volksschule ist, wie der Name sagt, eine Anstalt, die sich die Bildung und Erziehung eines jeden Kindes aus dem Volke zum Ziele gesetzt hat. Sie vermittelt selbst dem ärmsten Tagelöhnerkinde die Kenntnisse und Fertigkeiten, deren Besitz ihm die Aussicht eröffnet, ein taugliches Glied der menschlichen Gesellschaft, ein würdiger Bürger eines gebildeten Staates genannt zu werden. Trotzdem sich die Bildung auch unter dem Drucke der ungünstigsten Verhältnisse auf das allernotwendigste Maß beschränkt, ist ihr ein gewisser Abschluß nicht abzuspochen. Die Begriffsbestimmung dieser Institution deutet an, daß ihre Existenz in den Staaten ein Ding der Unmöglichkeit ist, welche gewisse Stände auf Kosten der Gesamtheit gesetzlich bevorzugen. Weder die Aristokratenstaaten des Altertums, noch die Feudalreiche des Mittelalters durften der Existenz der Volksschule eine Berechtigung anerkennen, wenn sie die Schranke zwischen Aristokratie und Volk aufrecht erhalten wollten. Erst dem auf den Trümmern der alten Staatsauffassung erbauten modernen Staate war es vorbehalten, der fruchtbare Boden zu werden, auf dem die Volksschule schnell emporblühen durfte.

Die Schulpflicht für alle Klassen der Bevölkerung wurde in Deutschland im Jahre 1642 von Herzog Ernst dem Frommen von Sachsen-Coburg-Gotha für die von ihm regierten Länder zuerst eingeführt.¹⁾ Der

¹⁾ Kehr, Herzog Ernst der Fromme als Förderer der Volksschule. Gotha, Thiemann, Dr. G. Kreyenberg, Ernst der Fromme. Frankfurt a. M., Diesterweg.

Schul-Methodus¹⁾ bestimmt: „Alle Kinder, Knaben und Mägdelein, sowol in Dörffern als in Städten sollen, sobald sie das fünffte Jahr ihres Alters zurückgeleget, in die Schule auf die von der Cantzel geschעהene Abkündigung ohne Auffenthalt geschicket, und dabey so lange, bis sie, was ihnen zu wissen nötig ist, . . . gelernt haben, und zwar nicht nur im Winter, sondern im Sommer beständig gelassen, und nicht aus eigener Willfür davon abgezogen, viel weniger gar herausgenommen werden, bis sie auf geschעהene Erforschung von den Vorgesetzten zur Loßzehlung tüchtig erachtet und ordentlich abgedanket haben.“ Die Schüler mußten an einem bestimmten Termine eintreten; die Unterrichtszeit betrug täglich sechs Stunden, nur die Nachmittage des Mittwoch und Sonnabend waren frei. In den Ferien hatten die Lehrer mit den Kindern, welche daheim nicht zur Arbeit gebraucht wurden, täglich zwei Stunden zu wiederholen. Die weiteren Pläne Herzogs Ernst von Gotha führte ein treuer Jögling der Gothaer Schule Hermann August Franke weiter aus. Nach dem Vorbild des von Franke gegründeten Haleschen Waisenhauses entstanden in den verschiedensten Orten Waisenhäuser, wie z. B. in Schlesien in Bunzlau 1754; wohl errichteten nach dem Muster der frankeschen Armenschulen manche Städte Schulanstalten für die ärmsten Klassen der Bevölkerung, doch kam diese Bewegung zu Gunsten der Volksebildung erst in den rechten Fluß, als Friedrich Wilhelm I. König von Preußen die Gründung von Volksschulen in die Hand nahm.²⁾ Dieser Fürst, der Gründer der „straffen Ordnung“ und der „preußischen Finanzen“, ist auch Vater des eigentlichen preußischen Volkseschulwesens geworden. Mit eiserner Festigkeit sorgte er für Gründung von Volksschulen und Anstellung geschulter Lehrer. Die für das gesamte preußische Volkseschulwesen grundlegenden Bestimmungen datieren vom 28. September 1717 und bestimmen: „Daß hinkünftig an allen Orten, wo Schulen seyn, die Eltern bei nachdrücklicher Straffe gehalten seyn sollen, ihre Kinder gegen zwei Dreyer wöchentliches Schulgeld von einem jeden Kinde, im Winter täglich und im Sommer, wenn den Eltern die Kinder bei ihrer Wirtschaft benöthigt seyn, zum wenigsten ein oder zweymal die Woche, damit sie dasjenige, was im Winter erlernt worden, nicht gänzlich vergessen mögen, in die Schul zu schicken. Falls aber die Eltern das Vermögen nicht hätten, so wollen Wir, daß die zwey Dreyer aus jedes Orts Almosen bezahlt werden sollen.“ Durch diese Verordnung begründete der König in Preußen die allgemeine Schulpflicht. Der Unterricht sollte sich auf Katechismus, Haupt- und Kernsprüche, biblische Geschichte, Lesen, Singen und Schreiben erstrecken. Jährlich fand

¹⁾ Ausgabe von Müller, Zschopau, Rasche.

²⁾ W. Thilo, Preußisches Schulwesen nach Geschichte und Statistk. Spieker, Die Hohenzollern und die Volksechule, Hannover, C. Meyer.

ein Examen statt. Damit diese Bestimmungen nicht aus Mangel an Anstalten nur das Papier zierten, betrieb er eifrig den Bau von Schulhäusern und gab am 1. August 1736 einen Schulgründungsplan, die Principia regulativa heraus. Zur „Bauung des Reiches Gottes“ bestimmte er den Mons pietatis, eine Stiftung von 50000 Talern; von den Zinsen derselben sollten solche Gemeinden unterstützt werden, denen es nicht möglich war, aus eigenen Mitteln den Aufbau von Schulen und die Besoldung der Lehrer zu bestreiten. Besonderer Fürsorge hatte sich die Provinz Ostpreußen zu erfreuen. Innerhalb zweier Jahre wurden im Königsberger Departement 885, in Litauen 275 Landschulen errichtet. Durch zähe Energie gelang es dem Könige bis zu seinem im Jahre 1740 erfolgten Tode 1700 Volksschulen anzulegen, in denen 92500 Schüler von 1971 Lehrern unterrichtet wurden. Auch zur Besoldung der Lehrer legte er den Grund durch Zuweisung von Schulgeld, Naturalien und einer halben Hufe Landes „frei von Zins und anderen oneribus“. Der erwartete Aufschwung des Volksschulwesens mußte naturgemäß ausbleiben, denn es fehlte der pädagogisch gebildete Lehrerstand. Die Eröffnung staatlicher Lehrerbildungsanstalten wurde von keiner Seite angeregt und die Lastadiesche Stiftung des Predigers Schienmeyer in Stettin zur Bildung von Lehrern und das auf den Befehl Friedrich Wilhelms I. von dem Abte Steinmetz zu Kloster Bergen bei Magdeburg eröffnete Seminar zeitigten sehr geringen Erfolg.

In der Ausgestaltung der inneren Schularbeit trat der Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelms I., König Friedrich der Große, ergänzend in des Vaters Fußtapfen. Bald nach dem siebenjährigen Kriege berief er eine Zahl sächsischer Lehrer in sein Land und bestimmte, daß in seinem Reiche fortan nur solche Lehrer angestellt werden sollten, die von dem Berliner Konsistorialrat Hecker, der durch Gründung einiger Volksschulen, einer „ökonomisch-mathematischen Realschule“ und des ersten preußischen Lehrerseminars einen unsterblichen Namen errungen hat, geprüft worden wären. 1755 wurde das Seminar vom Staate übernommen. Durch Ernennung Heckers zum vortragenden Räte im geistlichen Departement wurde der uneigennützig, geschickte und für das Schulwesen begeisterte Leiter der Berliner Schulen der geistige Führer der Volksbildungsbestrebungen in Preußen unter Friedrich dem Großen. Auf dem von ihm verfaßten, von dem Könige am 12. August 1763 der Öffentlichkeit übergebenen General-Landschul-Reglement fußt noch heut die gesamte Volksschulverfassung.

Um das katholische Schulwesen der Provinz Schlesien macht sich der Abt Ignaz von Felbiger zu Sagan verdient. Dieser hatte in Berlin Heckers Methode kennen gelernt und dieselbe durch die in den von ihm ge-

gründeten Seminaren Breslau, Leubus, Raudten und Habelschwerdt ausgebildeten Lehrer verbreitet. Zur Unterweisung der Seminaristen verfaßte er 1772 das Werk: „Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute 2c.“ Alle von ihm gegründeten Schulen Schlesiens wurden in „gemeine deutsche und Trivialschulen, in deutsche Hauptschulen und Normal- oder Realschulen“ eingeteilt. Das General-Schul-Reglement, welches er für die katholischen Schulen Schlesiens ausarbeitete, datiert vom 3. November 1765.

Alle wohlgemeinten Anordnungen der Regierungen in dem achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Aufklärung, waren undurchführbar; denn die geknechteten Bauern waren mißtrauisch gegen die neue Bildung, die herrschenden Stände zeigten wenig Interesse für die Volksbildung, und die Lehrer waren fast durchweg unfähige Menschen, verkommene Handwerker, fortgejagte Gymnasiasten und entlassene invalide Soldaten, die ihrer Hantierung nachgingen und ihr Amt vernachlässigten. Da brach Napoleon das bestehende Staatsystem. Unter dem Drucke der französischen Willkürherrschaft erkannte man die Notwendigkeit, „durch wahre Bildung und Erziehung der Jugend dem Volke eine intellektuelle Hebung und sittliche Neugeburt zu bereiten, durch welche das Volks- und Staatsleben gesicherte Grundlagen gewinnen und einen höheren Aufschwung geben konnte.“ Bei der Erneuerung des Schulwesens suchte Preußen die Ideen des großen Schweizer, des Pädagogen Pestalozzi auszuführen. Die Anregung hierzu gaben J. Gottlieb Fichtes „Reden an die deutsche Nation“, in denen er bemerkt: „Die bisherige Erziehung ist nicht bis zur Wurzel der wirklichen Lebensregung durchdrungen, sie ist auch nur einer Minderzahl zu teil geworden; die neue Erziehung hat den Menschen selbst zu bilden, auch soll sie allen Deutschen als Nationalerziehung zukommen und eine solche Erziehungskunst ist schon gefunden durch Pestalozzi . . . Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dies ergreifen.“ Auch der Minister Freiherr von Stein erklärte: „Am meisten ist von der Erziehung der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, werden die bisher oft mit größter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe sorgfältig gepflegt: so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufzuwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.“ Er machte seinen ganzen Einfluß bei der Regierung nach dieser Seite hin geltend, um Männer zu Pestalozzi senden zu dürfen, welche dessen Ideen kennen lernen und dieselben dem preussischen Geiste unter dem Einflusse der Begeisterung der Befreiungskriege und der religiösen Neubelebung anpassen konnten. Neues Leben pul-

fierte nach kurzer Wirksamkeit in dem freigewordenen Volksgeiste so mächtig, daß es dem Drucke der darauffolgenden Jahrzehnte langen Reaktion wohl durch Stillstand Rechnung tragen mußte, aber nicht unterdrückt werden konnte. Das Inkrafttreten der preußischen Verfassung wurde von den die Volksbildung fördernden Kreisen mit viel Hoffnung für die Weiterentwicklung der Volksschule begrüßt. Um so empfindlicher wirkte die Reaktion unter dem Einflusse des Ministers von Raumer, der im Jahre 1854 die vielbekämpften drei „Regulative für Seminar-, Präparanden- und Volksschulwesen“ von dem Geheimrat Stiehler ausarbeiten ließ. Die besondere Förderung und Hebung der Volksbildung begann mit der Einigung Deutschlands und dem Erlasse der „Allgemeinen Bestimmungen“ durch den Minister von Falk. Trotzdem der Staatsrat von Süvern bereits 1817 einen Entwurf zu einem allgemeinen Schulgesetz fertig gestellt hatte, ist dieses auch von allen politischen Parteien so ersehnte Gesetz noch nicht zu Stande gekommen; die Stelle desselben vertreten verschiedene Einzelgesetze. Mehrere deutsche Kleinstaaten haben Preußen in dieser Hinsicht übereilt und zugleich die Schulpflicht bis zum sechzehnten und siebzehnten Lebensjahre auf die Fortbildungsschule ausgedehnt.

Mit besonderem Eifer arbeiten seit den letzten Zweijahrzehnten auch Frankreich und England an der Volksbildung. Neben den allgemein bekannten Unterrichtsfächern wird in neuester Zeit in Deutschland die Einführung der Mädchen- und Knabenhandarbeit angestrebt, während Osterreich, Italien, England und Schweden dieses Fach zum Teil, Ungarn, Frankreich und Finnland bereits allgemein eingeführt haben, um die Erwerbsfähigkeit der Schüler zu erhöhen. Dieses Fach als Unterrichtsgegenstand einfügen zu wollen, wäre verfehlt; denn die Volksschule hat mit der Durcharbeitung des ihr zugewiesenen Stoffes vollauf zu tun, außerdem ist sie keine Vorbereitungsanstalt für bestimmte Berufe; ohnehin bietet sie ausreichende Gelegenheit zur Pflege der Handfertigkeit, indem sie in verschiedenen Zweigen des Unterrichtes die Schüler zur Darstellung des Gelernten durch Handarbeit anhält. Dadurch, daß sich Personen der verschiedensten Stände für das Erziehungswesen zu interessieren begannen,¹⁾ wurde dasselbe im vorigen Jahrhundert zur allgemeinen Volkssache erhoben. Dem Unterrichte, der von der mechanischen Einübung von Kenntnissen durch ungebildete „Schulmeister“ zu einer lebendigen Bildung des Geistes, des Gemütes und des Charakters durch pädagogisch gebildete Lehrer übergegangen ist, wurde der allgemein als richtig anerkannte Grundsatz zur Richtschnur gegeben: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben“. Zur Volksschule

¹⁾ Dr. Schneider und von Bremen. Das Volksschulwesen im preußischen Staate, Berlin. Hertz. 3. Band.

traten Erziehungsanstalten hinzu, welche sich zum Ziele gesetzt hatten, die Not der Armen und Unglücklichen nach Kräften zu lindern. Pfarrer Oberlin zu Waldbach im Elsaß gründete die erste Kleinkinderschule und Wohltätigkeitsanstalt zur Aufnahme solcher Kinder, deren Eltern sich der Kinder nicht genügend annehmen konnten, weil sie ihrem Berufe zu folgen genötigt waren. Durch Errichtung des „Rauhen Hauses“ in Horn bei Hamburg gab Wichern Veranlassung, durch Gründung von „Rettungshäusern“ für die Verwahrlosten Sorge zu tragen. Ferner entstanden Taubstummen- und Blindenanstalten, Idioten- und Krüppelheime.

II. Die Fortbildungsschule.

Mit dem vierzehnten Lebensjahre verläßt der Schüler der Volksschule diese allgemeine Volkshildungsanstalt. Der eine Knabe tritt bei einem Handwerksmeister in die Lehre, der andere wird Arbeitsbursche. Der Lehrling hat entschieden ein besseres Los als sein scheinbar freier Schulkamerad. Er wird in der Werkstatt des Meisters zu planmäßiger Arbeit angeleitet, zur Unterordnung seines Willens unter den des Bildners angehalten. Die Arbeitszeit nimmt einen genau abgegrenzten Teil des Tages in Anspruch, und auch der Rest des Tages bindet gewöhnlich an das Haus des Meisters, an die Augen desselben. Manche heilsame Verbote — Zigarrenrauchen, Wirtshausbesuch — gewöhnen an eine gewisse Enthaltksamkeit und stählen den noch unentwickelten, unentschiedenen Willen. Der Knabe lernt arbeiten, gehorchen und sich beherrschen.

Andere Wege wandelt der Arbeitsbursche. Eine ständige Arbeitsgelegenheit ist in diesem Alter selten zu finden. Der Feierabend, der Sonntag steht ihm zu freier Verfügung. Und in welcher Weise wird dieser oft ausgenützt! Die Eltern dieser Kinder haben leider in den wenigsten Fällen viel Einfluß auf ihre Sprößlinge. Mit Mühe gelingt es ihnen, denselben von dem verdienten Wochenlohne das Kostgeld aufzutreiben. Der Rest des Arbeitslohnes wird in Kneipen, in schlechter Gesellschaft verpraßt. Der energische Protest des Erziehers fehlt, der solchem Treiben Einhalt gebietet, der mit zielbewußter, straffer Hand dem Irrenden den rechten Weg anweist. Trinken, rauchen, spielen, lose Gesellschaft bringen den Jüngling auf den Weg des Lasters. Der erwachsene Mann ist ein willenloser Knecht seiner Begierden geworden; er ist daran gewöhnt, den größten Teil seines Erwerbes nach Belieben für die eigene Person zu verausgaben und stürzt nach der Verheiratung durch die Macht der Gewohnheit sich und die Seinigen in namenloses Unglück, anstatt das Leben verständig zu genießen. Um einerseits den Sichselbstüberlassenen vor dem Unglücke zu bewahren, ihn und den auf dem rechten Wege Wandernden geistig so zu fördern, daß sich

ihnen beiden bei der großen Konkurrenz in dem Kampfe um das tägliche Brot möglichst gute Aussichten auf eine sichere Existenz eröffnen, ist man seit einem Jahrhundert bemüht, die schulentlassene Jugend durch eine sichere Hand bis zu dem Zeitpunkte leiten zu lassen, in welchem sie geistig und sittlich soweit gefestigt erscheint, daß sie als ein nützliches Mitglied eines gebildeten Staates den Kampf da draußen im Leben mit Erfolg aufzunehmen versteht. Die Volksbildungsanstalt, welche sich dieses schöne und gemeinnütze Ziel gesteckt hat, ist die Fortbildungsschule.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann die Kirche die der Schule entwachsene Jugend nach dem Gottesdienste zwei Stunden in der Kirche zurückzubehalten. Nach der Repetition des Religionsstoffes wurde die Zeit der Wiederholung im Lesen und Schreiben gewidmet. Die erste staatliche Verfügung, welche diese Art Fortbildung verordnet, hat das Königreich Württemberg im Jahre 1735 erlassen. Nach diesem Vorbilde begründete England und Nordamerika seine Anstalten; doch nahmen dieselben einen vorwiegend religiösen Charakter an. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Einführung der Gewerbefreiheit stellten sich verschiedene Gesellschaften die Aufgabe, das kommende Geschlecht beruflich weiter zu bilden und sittlich zu heben und zu führen. Die kurhessische Regierung machte die Fortbildungsbestrebungen zur Staatssache und eröffnete im Jahre 1816 die erste gewerbliche Fortbildungsschule. Andere Regierungen folgten dem Beispiele und so entwickelte sich nach und nach die Fortbildungsschule als gewerbliche und allgemeine. Der ersteren nahmen sich die Gewerbevereine mit Eifer an, und da dieselben vorzugsweise in großen Städten blühten, waren die Großstädte die Herbergen der ersten bedeutenden Anstalten, so Nürnberg schon 1823, Cüttich 1825. Hannover und Schleswig-Holstein folgten diesem Beispiel, das auch in England, Frankreich und Nordamerika Nachahmung fand.

In Preußen waren es die verschiedensten Volksbildungsvereine, welche in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gründung und Entwicklung der Handwerker-, der gewerblichen und landwirtschaftlichen Fortbildungsschule mit solchem Eifer betrieben, daß die Zahl derselben im Jahre 1854 bereits über 200 betrug. Der Staat nahm sich dieser gemeinnützigen Anstalten erst im Jahre 1866 an und dem Ministerium Falk, das bei der Schilderung der Entwicklung der Volksschule schon rühmend hervorgehoben wurde, gebührt das große Verdienst, die ersten staatlichen Mittel zur Unterstützung und Gründung von Fortbildungsschulen flüssig gemacht zu haben. Wohl gewährt die Gewerbeordnung vom 21. Mai 1869 den Gemeinden das Recht, Gesellen und Lehrlinge zum Besuche des Unterrichtes zwangsweise anzuhalten, doch was nützte daselbe, wenn kurzfristige

Kommunen es nicht ausnutzten. Einen bedeutenden Schritt vorwärts ging es in dieser Hinsicht, als der preußische Handelsminister damit begann, in den Provinzen Preußen und Posen obligatorische Fortbildungsschulen zu gründen und endlich dieser Zweig des Volksschulwesens ihm 1885 gesetzlich unterstellt wurde und 1891 der § 120 der Reichsgewerbeordnung die Bestimmung erhielt, „daß durch statutarische Bestimmung die zur Sicherung eines regelmäßigen Schulbesuches der Schulpflichtigen, sowie deren Eltern, Vormündern und Arbeitgebern obliegenden Pflichten bestimmt, und diejenigen Vorschriften erlassen werden können, durch welche die Ordnung in der Fortbildungsschule und ein gebührieliches Verhalten der Schüler geführt wird“. Wie sich der Staat der Volksfortbildungsbefreibungen annimmt, beweisen am besten die steigenden Ausgaben, welche er jährlich im Interesse derselben bewilligt; während er 1895 nur 570 000 Mk. zu ihrer Förderung auswarf, betrug der Etat fünf Jahre später, also 1900 $5\frac{1}{2}$ Millionen. Mit dieser Summe wurden nicht nur bestehende und zu gründende Anstalten, sondern auch Vereine unterstützt, welche sich die Förderung des Fortbildungsschulwesens zur Aufgabe gemacht haben. Auch auf den Ausbau und die Organisation wird viel Mühe verwandt. Am 5. Juli 1897 ist für die vom Staate unterstützten Fortbildungsschulen ein Lehrplan veröffentlicht worden; dieser fordert die Bevorzugung derjenigen Fächer im Unterrichte, die vorzugsweise für das bürgerliche Leben von Nutzen sind. Als Minimalzahl werden vier wöchentliche Unterrichtsstunden verlangt. Der Unterricht darf nicht in den späten Abendstunden erteilt werden, wenn der Schüler schon körperlich abgespannt ist; er soll vielmehr tunlichst auf Nachmittagsstunden verteilt und vor acht Uhr abends beendet sein.

Mustergültig für die ganze Provinz Schlesien ist das Fortbildungs- und Fachschulwesen unserer Provinzialhauptstadt Breslau zu nennen. Bereits im Jahre 1901 wurde der Stadtverordneten-Versammlung ein Statut unterbreitet, welches die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule im Auge hatte. Zunächst sollte für die schulentlassene Jugend vom vierzehnten bis zum fünfzehnten Lebensjahre der Fortbildungsschulzwang eingeführt und in jedem folgenden Jahre eine weitere Klasse begründet werden, bis alle unter achtzehn Jahren stehenden Arbeitnehmer dem Schulzwange unterworfen wären. Am 1. April 1903 trat dieses Ortsstatut in Kraft. Nach den Bestimmungen desselben sind alle nach dem 31. März 1888 geborenen männlichen Personen zum Besuche der Fortbildungsschule verpflichtet, die in kaufmännischen und gewerblichen Betrieben Beschäftigung haben. In nächster Zeit wird den Eltern und Arbeitgebern aller Ostern d. J. entlassenen Schüler bekannt gegeben werden, welche Pflichten ihnen

in dieser Hinsicht obliegen. Die Ausgaben, welche der Stadt Breslau bereits im Jahre 1901 für Errichtung und Unterhaltung dieser gemeinnützigen Volksbildungsanstalt erwachsen, betragen 167 850 Mark. Das gesamte Fortbildungswesen dieser Stadt, welches einem besonderen Leiter, dem Direktor Hoyer, unterstellt ist, gliedert sich in folgende Anstalten: 1. Fachklassen für Handwerker, 2. kaufmännische Fortbildungs- und Fachschulen und 3. gewerbliche Fortbildungsschulen. Um eine genügende Anzahl von Lehrkräften für diese Unterrichtszweige zu gewinnen, werden für Volksschullehrer besondere Kurse zur Ausbildung für den Fortbildungs- und Fachunterricht abgehalten. Fortbildungsschulen für Mädchen werden gegenwärtig in allen größeren Städten des Herzogtums Meiningen ins Leben gerufen. Die Stadt Freiburg i. B. hat wie die Stadt Mannheim in ihrer Handelsschule eine Abteilung für weibliche Handelsbessene mit Schulzwang bis zum achtzehnten Jahre eingerichtet. Einen Überblick über sämtliche Fach- und Fortbildungsschulen in Preußen gibt „Die amtliche Denkschrift über den gegenwärtigen Stand der Gewerbeförderung in Preußen“, welche vor Ostern dem preussischen Abgeordnetenhaus vom Handelsminister unterbreitet worden ist. Nach dieser Schrift gibt es — die ländlichen Fortbildungsschulen ausgenommen — in Preußen 1700 Fortbildungsschulen, von denen 250 kaufmännische, 1100 gewerbliche und 350 Innungsschulen sind; Schulzwang üben nur etwa 1000 Orte aus. Die Schülerzahl betrug im Jahre 1902 über 200 000, die Unterhaltungskosten 4 750 000 Mk.; dazu steuerte der Staat 1 300 000 Mk., an Schulgeld wurde etwa 1 000 000 Mk. vereinnahmt, den Rest der Unterhaltungskosten deckten Volksbildungs- und Interessentenvereine.

Wie steht es nun um die Fortbildungsschule auf dem Lande? Verständnislos, darum mißtrauisch, ja feindlich steht die Mehrzahl der Landwirte diesem wichtigen Faktor der Volksbildung entgegen. Für viele Großgrundbesitzer sind Volksbildung und Arbeitermangel korrele Begriffe; der kleine Bauer aber blickt jede Neuerung, jeden Gedanken, der nicht vom Urgroßvater vererbt ist, mißtrauisch von der Seite an. Wahrscheinlich sind beide schlecht beraten worden; es fehlt ihnen die Einsicht, welche der Reckahner Großgrundbesitzer Eberhard von Rochow¹⁾ schon im Jahre 1772 durch folgenden Ausspruch bekundet: „Klug und verständig werden, heißt bei mir nicht arglistig, treulos, rebellisch, widerstrebend, neuerungsfüchtig und seines Berufes überdrüssig werden; sondern ich nenne nur denjenigen klug, der die Pflichten seines Standes kennt, die Vorteile desselben zu nutzen weiß und

¹⁾ Jonas, Literarische Korrespondenz Rochows mit seinen Freunden, neu herausgegeben und vermehrt, mit einer Biographie, Berlin 1885.

selbst aus dem Übel das damit verbundene Gute herauszufinden versteht, oder, wenn diese kürzere Erklärung besser gefällt, der in jedem Stande sich so verhält, daß ihm seine Lebensart kein Hindernis zur Vollkommenheit wird. Nach dieser Erklärung wird wohl die rechte Klugheit dem Landmanne nicht im Wege sein, ein geschickter Bauer, ein fleißiger Arbeiter und ein treuer Diensthote zu werden."

Mit Freuden begrüßen wir die Gründung der Vereine, welche sich die Förderung der Fortbildungsschule zur Aufgabe gemacht haben. Es sind dies — neben den in einem besonderen Artikel zu behandelnden Volksebildungsvereinen — der „Verein der Gewerbeschulmänner“, der „kaufmännische Verein“ und der „Deutsche Verein für das Fortbildungsschulwesen“. Das Verdienst, den letztgenannten Verein ins Leben gerufen und stetig gefördert zu haben, gebührt dem Schuldirektor Pache in Leipzig. Schöne Erfolge haben die Fortbildungsschulen in den Städten gezeitigt. Hoffen wir, daß es den genannten Vereinen in engem Zusammenschlusse mit allen dem Volke wohlmeinenden Männern gelingen möge, auch für Preußen die obligatorische Fortbildungsschule zu erkämpfen, die in Gotha seit 1872, in Sachsen seit 1873, in Baden, Hessen, Koburg und Weimar seit 1874, in Meiningen seit 1875 und in Württemberg seit 1895 besteht.

Von unberechenbarem kulturellen Nutzen wäre die Einführung des Fortbildungsschulzwanges in dem großen Industriebezirke Oberschlesiens durch ortsstatutarische Bestimmungen. Durch die industrielle Arbeiterschaft Deutschlands weht der gemeinsame Zug, die schulentlassene Nachkommenschaft einer solchen Beschäftigung zuzuführen, welche vom Tage des Eintritts in dieselbe bar bezahlt wird. Laufbursche, Arbeitsbursche, Haushälter zu sein, ist das Ideal des Vierzehnjährigen, denn diese Berufe lohnen sofort mit klingender Münze und viel freier Zeit. Der Inhaber einer solchen Stelle verfügt eigenmächtig über seine freie Zeit und ist unumschränkter Verwalter seiner Einnahmen. Wozu diese Freiheiten führen, zeigte diese Arbeit zu Anfang. Hier muß die Kommune helfend und zügelnd eingreifen, um den Bestand eines tüchtigen Bürgerstammes für die Zukunft nach Möglichkeit zu sichern. Das erste Glied in der Kette der Volksebildungsanstalten für Schulentlassene ist die Fortbildungsschule. Der Staat fördert diese Bestrebungen in jeder Hinsicht, so auch durch Unterstützungen an ärmere Gemeinden. Vielleicht ist manchem Orte oder Förderer auf dem Gebiete der Fortbildungsschulbestrebungen gedient, wenn wir an dieser Stelle die für Oberschlesien in Betracht kommenden Bestimmungen des Ortsstatuts der Stadt Breslau, betreffend die gewerbliche Fortbildungsschule mitteilen, um Orten einen Anhaltspunkt für etwaige Entwürfe von Statuten zu geben.

Auf Grund der §§ 120, 142 und 150 der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich in der Fassung der Bekanntmachung betreffend der Redaktion der Gewerbeordnung vom 26. Juli 1900 (R.-G.-Bl. S. 871 ff.) wird nach Anhörung beteiligter Gewerbetreibender und Arbeitnehmer und unter Zustimmung der Stadtverordneten-Versammlung für den Gemeindebezirk Breslau folgendes festgesetzt:

§ 1. Abs. 1. Vom 1. April 1903 ab sind alle in Breslau wohnhaften männlichen, nach dem 31. März 1888 geborenen und der allgemeinen Schulpflicht nicht mehr unterliegenden gewerblichen Arbeiter, einschließlich des kaufmännischen Personals, verpflichtet, bis zur Vollendung des Schulhalbjahres, in dem sie das 17. Jahr vollenden, die städtische Fortbildungsschule an den festgesetzten Tagen und Stunden zu besuchen. Abs. 2. Die Festsetzung der Tage und Stunden des Unterrichts erfolgt durch den Magistrat und wird von ihm amtlich veröffentlicht. § 2. Der Schulpflicht unterliegen nicht: 1. Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken, 2. Diejenigen, die einem Betriebe der nachstehenden Art angehören: der Fischerei, der Schiffferei, des Fuhrgewerbes, der Land- oder Forstwirtschaft, einem Betriebe des Reiches, eines deutschen Bundesstaates oder eines Kommunalverbandes, der advokatorischen und Notariatspraxis, dem Gewerbebetriebe der Auswanderungsunternehmer, sowie der Versicherungsunternehmer oder einem Betriebe im Umherziehen. 3. Blinde, Taubstumme und Schwachsinige. § 3. sagt, daß alle die Personen dem Schulzwange nicht unterworfen sind, welche eine Innungs- oder Fachschule besuchen, die ausreichenden Ersatz des allgemeinen Fortbildungsschulunterrichts gewährt. § 6. Schulgeld wird von einheimischen Schülern nicht erhoben. § 7. Abs. 1. Die Schüler der Fortbildungsschule sind verpflichtet: 1. Sich zu den für sie bestimmten Unterrichtsstunden rechtzeitig einzufinden und an diesen Stunden bis zum Schlusse teilzunehmen. 2. Verspätetes Erscheinen oder gänzliches Verfehlen des Unterrichtes ausreichend zu entschuldigen. 3. Die ihnen als nötig bezeichneten Lernmittel in den Unterricht mitzubringen. 4. Beschädigungen in den Schulräumen zu vermeiden, alle Lehrmittel sowie unentgeltlich verabfolgte Lernmittel möglichst zu schonen und diese, soweit es sich nicht um Verbrauchsgegenstände handelt, unmittelbar vor dem Erlöschen der Schulpflicht zurückzugeben. 5. Zum Unterrichte in reinlicher Kleidung, mit sauberem Gesicht und sauberen Händen zu erscheinen. 6. Während des Unterrichts und in den Erholungspausen sowie auf dem Wege zur Schule und von der Schule sich jedes ungebührlichen Betragens und insbesondere innerhalb des Schulgrundstücks des Rauchens zu enthalten. 7. Dem Leiter und den Lehrern der Schule unbedingten Gehorsam zu leisten und ihnen ebenso wie den sonstigen bei der Verwaltung der Schule

beteiligten Organen des Magistrats die erforderliche Ehrerbietung zu erweisen, ferner dem Schuldiener gegenüber sich jeder Ungebühr zu enthalten.

Abs. 2. Zuwiderhandlungen von Schulpflichtigen werden nach § 150 Nr. 4 der R.-G.-O. in der Fassung der Bekanntmachung betreffend die Redaktion der Gewerbeordnung vom 26. Juli 1900 (R.-G.-Bl. S. 871 ff.) mit Geldstrafe bis zu 20 Mark oder im Unvermögensfalle mit Haft bis zu drei Tagen bestraft, sofern nicht nach gesetzlichen Bestimmungen eine höhere Strafe verwirkt ist.

§ 8. Eltern und Vormünder dürfen ihre zum Besuche der Fortbildungsschule verpflichteten Söhne oder Mündel nicht davon abhalten. Sie haben ihnen vielmehr die dazu erforderliche Zeit zu gewähren.

§ 9. Die Arbeitgeber haben ihre schulpflichtigen Arbeiter spätestens am 6. Tage nach dem Tage, an dem sie sie angenommen haben, zum Eintritt in die Fortbildungsschule anzumelden.

§ 10. Die Arbeitgeber sind ferner verpflichtet, die schulpflichtigen Arbeiter so zeitig von der Arbeit zu entlassen, daß sie rechtzeitig und, soweit erforderlich, gereinigt und umgekleidet im Unterrichte erscheinen können.

§ 10 Abs. 1. Die Arbeitgeber haben ihren schulpflichtigen Arbeitern, die wegen Krankheit am Unterrichte nicht teilgenommen haben, bei dem nächsten Besuche der Fortbildungsschule hierüber eine Bescheinigung mitzugeben.

Abs. 2. Die Arbeitgeber haben, falls sie die Befreiung eines Schulpflichtigen vom Schulbesuch für einzelne Stunden oder für längere Zeit aus besonderen Gründen wünschen, dies bei dem Leiter der Schule rechtzeitig zu beantragen, damit nötigenfalls die Entscheidung des Magistrats eingeholt werden kann.

§ 11. Eltern und Vormünder, sowie Arbeitgeber, die den Vorschriften der §§ 8 bezw. 9 und 10 zuwiderhandeln, werden nach § 150 Nr. 4 der Gewerbeordnung in der Fassung der Bekanntmachung betreffend die Redaktion der Gewerbeordnung vom 26. Juli 1900 (R.-G.-Bl. S. 871 ff.) mit Geldstrafe bis 20 Mark oder im Unvermögensfalle mit Haft bis zu 3 Tagen bestraft.

§ 12. Dieses Ortsstatut tritt am 1. April 1903 in Kraft.

Der Berggeist.

Von

Direktor Dr. Drechsler, Zabrze.

Anfang März ging folgende Nachricht durch die Tagesblätter des Industriebezirks: Aufsehen erregte am Freitag den 27. Februar auf Myslowitzgrube (bei der Stadt Myslowitz im Kreise Kattowitz) das plötzliche Verschwinden des Grubenarbeiters Lücke. Am Donnerstag fuhr der genannte Arbeiter zur Nachtschicht auf Myslowitzgrube ein, legte die bei der Arbeit hindernden Kleidungsstücke ab und blieb seit dieser Zeit verschwunden. Erst am Sonnabend Nachmittag tauchte der Vermißte im Ostfelde der Grube, also auf einer ganz abgelegenen Stelle, auf und zwar halbnackt, mit der brennenden Lampe in der Hand. Auf Befragen der Arbeiter, wo er so lange gewesen sei, gab der Verschollene an, er habe plötzlich ein schönes, blauweißes Licht gesehen und sei ihm bis heute nachgegangen. Er wollte nicht glauben, daß er dabei über 40 Stunden in der Grube herumgeirrt sei. — Das Merkwürdige bei der Geschichte ist, so schreibt die Kattowitzer Zeitung, daß der Bergmann über 40 Stunden Licht gehabt haben will und ebenso sauber und rein, wie er eingefahren war, wieder ausgefahren ist, obgleich er die schlechtesten und gefährlichsten Wege passiert hat. Sämtliche Bergleute sind der festen Meinung, daß lediglich der Berggeist den Arbeiter in der ganzen Grube herumgeführt habe!

Aus diesem Vorgange, der ganz einfach zu erklären sein dürfte, geht zur Genüge hervor, daß der alte Glaube an das Wirken des Berggeistes bis zur Stunde noch lebendig ist. Viel ist über diesen Aberglauben schon geschrieben, viel erzählt worden, und jeder Bergmann weiß aus seiner Erfahrung etwas darüber zu berichten. Wiederholt hört man die Behauptung, daß nächst den Jägern und Matrosen wohl niemand abergläubischer sei als die Bergleute, und diese Sagen und Gebräuche, die sich auf den Scharbnik, den Schatzmeister, beziehen und bis zur Stunde im Schwange

sind, sprechen dafür. Erst das letzte Unglück, das am Anfange des April das Ostfeld der Königin Luisegrube in Zaborze heimsuchte und 22 blutige Opfer forderte, warf grelle Streiflichter auf diesen Glauben. Ist man doch fest davon überzeugt, daß da unten im Reiche des Berggeistes immer zu bestimmter Zeit, besonders vor den hohen Festen, ein Unglück eintreten muß, und wohlfeil sind dann die vaticinia ex eventu, die nachträglichen Prophezeiungen.

Und fragt man, weshalb der Bergmannsbergglaube so fest wurzelt, so lautet die Antwort: Der Grund davon liegt in den Gefahren des Standes und in den steten Kämpfen mit den Elementen. Das haben schon alte Berichte überzeugend ausgeführt, und wir können ihnen folgen.

Allein und abgeschieden von der ganzen lebenden Natur, wie sich der Bergmann oft befindet, regt sich eine gewisse angeborene Ängstlichkeit, die noch vermehrt wird durch die Erinnerung an die Erzählungen aus der Kinderzeit. Die Grubenluft, die meist dicker und wärmer ist als die Tagesluft, bringt einen größeren Andrang des Blutes nach dem Kopfe und Herzen zu Wege und ist so physische Veranlassung zu Täuschungen. Jeder einzelne von der Förste (Förste) auf das Tragewerk fallende Wassertropfen macht ein merkliches Geräusch; dumpf hört man die Schritte der in der ferne Fahrenden; der Schall der Fäustelschläge und der Schüsse in anderen Bauen dringt noch durch das Gestein bis zu dem Ohre des einsam Arbeitenden. In den Kunstschächten brausen die Räder, die Kunstsätze schnarcken, die von den Strecken herzufließenden Wasser rauschen, es knacken hin und wieder die Gestänge, es pfeifen und schreien die Gestäng- und Bruchwalzen in den Zapfenlagern, und im Treibeschacht raffelt die Tonne hinaus. Diese verschiedenen Geräuschaute sind heute im großen und ganzen die nämlichen und ihre Wirkungen dieselben.

Hierzu kommen die mannigfachen Unglücksfälle. Bergleute ersticken im Schwaden oder werden durch stürzendes Kohl erschlagen, schlagende Wetter entzünden sich und vernichten blühendes Leben, plötzlich herzuströmendes Wasser läßt dem Tode nicht enttrinnen, und wie viele werden verschüttet! Dies alles ist wohl geeignet, in den Kopf des Bergmanns den Gedanken an eine unheimliche und unheilbringende Macht einzupflanzen, die ihn bald neckt, bald verfolgt. Die Verkörperung dieser Macht ist der Berggeist, dessen Bild früh in der Phantasie der Bergleute entstand.

Der Berggeist, der Bergmönch, das Bergmännchen, in unserer Gegend der Skarbnik oder Schatzmeister¹⁾, der Herr der Erdschätze, war

¹⁾ Daemon subterraneus truculentus bergteufel, mitis bergmenlein, kobel, guttel oder daemon metallicus bergmenlein, wegen dessen man eine „fundige Zech“ liegen läßt. Georg Agricola, de re metallica libri XII. Basileae 1657.

und ist es, der bald seinen Schabernack mit den Bergleuten trieb, bald sie verunglücken ließ, bisweilen ihnen auch reiche Anbrüche eröffnete. Dem jungen Bergmann wird bei der Aufnahme genau eingepreßt, was er bei der Fahrt und Arbeit dem Berggeist gegenüber zu beachten hat. In seinem Reiche wagt kein alter Bergmann zu pfeifen oder gar zu fluchen, um nicht den Zorn des Mächtigen zu erregen, der den Störenfried durch mächtige Ohrfeigen straft. Er erscheint bald so klein wie ein Kind, aber ganz dick, also in Zwerg- oder Koboldgestalt, bald in Bergmannstracht als Steiger oder höherer Beamter. Man bekreuzigt sich bei seinem Anblick, denn er verkündigt Unheil, oder flieht, oder wirft sich platt auf die Erde und läßt ihn über sich hinweggehen, wie man sich beim Erscheinen der wilden Jagd lautlos aufs Gesicht wirft und den unheimlichen Zug über sich hinwegbrausen läßt. Versucht ein Vorwitziger neben ihm vorbeizukommen, so wird er an den Stoß gequetscht. Der Berggeist fordert von jedem, der ihm begegnet, Feuer (gleichsam ein Opfer). Darum reicht der Bergmann dem, der ihm um Licht bittet, das Grubenlämpchen nicht mit der Hand, aus Furcht, der Berggeist könnte ihm mit der Lampe die Hand oder den Arm zugleich mit fortnehmen, sondern hängt das Licht irgendwo an oder reicht es am Helm der Keilhau oder mit der Schaufel oder mit dem Pantoffel hin.

Wenn im Schacht irgend ein Insekt (das etwa der Bergmann mit dem Essen heruntergebracht hat), z. B. eine Fliege, sich zeigt, oder summt, erschrecken die Bergleute aus Angst, unter dieser Gestalt könne sich der Geist bergen. Denn er liebt es, in Fliegengestalt zu erscheinen. Wo sich diese Geisterfliege hinsetzt, dort fallen infolge ihrer Schwere Gesteinsmassen herab. Auch die Gestalt einer Spinne nimmt der Berggeist an. Die Spinne glüht, und beim Berühren des Netzes sprühen und zischen die Fäden wie Zündschnuren. Alles Geisterlicht, alle Geisterflammen zeigen blaue Färbung.

Der Berggeist durchheilt Hunderte von Meilen in Augenblicken. Ein Bergmann machte mit ihm die unterirdische Reise von Oberschlesien nach den Bergwerken Englands und zurück in fünf Minuten.

Glücklich ist der Bergmann, dem der Geist Öl in die Lampe gießt; es nimmt nicht ab, solange das Geheimnis gewahrt wird. Es ist dies ein Zug, der in den Sagen von den Wichten und Zwergen oft begegnet: befolgt man das auferlegte Schweigen, wird man belohnt, wogegen die Übertretung des Gebotes sich gleich rächt; vgl. unten Sage 2. So sind auch in Goethes Gedichte „Der getreue Eckart“, wozu der Stoff aus einer thüringischen Chronik aus dem Jahre 1738 geschöpft ist, die Kannen voll Bier, „und wenn sie auch davon getrunken, so hätte doch das Bier nicht abgenommen, so lange sie geschwiegen; als sie (die Kinder) aber die Sache

gesagt und das Stillschweigen gebrochen, so wäre auch das Bier alle gewesen.“

Der Berggeist herrscht über ein großes Heer von Geistern, mit denen er früher Eisen und Metall im Innern der Erde bearbeitet hat. Seitdem der Mensch selbst den Bergbau betreibt, so erzählt die Sage, haben sich die Bergzwerge zurückgezogen: das Hämmern und Pochen, das Pfeifen und Rufen in den Bergen können sie nicht vertragen. Dazu kommt noch, daß die Menschen ihnen gegenüber immer treulofer werden. Das Dritte endlich, was sie vertreibt, ist das Glockengeläute, und dadurch zeigen sich die Zwergmythen so recht als Sprößlinge aus der Heidenzeit. Von den Geistern sind die einen den Arbeitern freundlich, die andern böß gesinnt; man denke an die Licht- und Schwarzelfen, an die bößartige Natur mancher Zwerge. In der Geschichte der Ermordung des Pfarrers von Beuthen, den die Bürger der Stadt im Jahre 1363 im Margarethenteichel an der Beuthen-Fabrzer Straße ersäufte, ist der Sage nach ein bößer Berggeist der Verlocker zu dieser Untat und deren Mitvollbringer. Auch sein Name wird genannt: er hieß Sjarlen (etwa „Schwarzling“), und es wird erzählt, der Pfarrer habe, als er ertränkt worden, diesen Geist mit der Jungfrau Maria kämpfen sehen. Mit dem Namen Sjarlen hängt offenbar der Name des Dorfes Scharley bei Beuthen zusammen. Man vergleiche Steinbeck, Geschichte des schlesischen Bergbaus. II. Seite 142.

Sagen, in denen der Berggeist eine Rolle spielt, kennt man in allen Gegenden, wo der Bergbau zu Hause ist, doch ändern sie ihren Grundcharakter allemal nach der Eigentümlichkeit des Volkes, aus dessen Munde man sie hört. Die Streiche des ungarischen Berggeistes sind anderer Art als die des deutschen, des schwedischen und des englischen. Im folgenden teile ich einige Sagen aus dem Industriebezirke mit, in denen die Hauptcharakterzüge des Berggeistes recht erkenntlich sind.

1.

Einem wackern Bergmanne ging es sehr schlecht; der Verdienst reichte nicht zu, seine starke Familie zu ernähren, mochte er auch noch so fleißig arbeiten. Eines Tages meldete sich bei ihm ein neuer Schlepper. Im Verein mit ihm arbeitete der Bergmann so ergiebig, und die Arbeit hatte so guten Fortgang, daß am Tage der Lohnung den beiden eine hübsche Summe Geldes ausgezahlt wurde. Man schritt zur Teilung. Sie setzten sich auf ein Brett, das quer über einer Schachtöffnung lag, und der Bergmann zählte jedem genau die Hälfte des erhaltenen Lohnes zu. Zuletzt blieb ein Pfennig übrig. Mit den Worten: „Das gehört noch Dir, Du hast mehr geschafft als ich!“ schob der Bergmann diesen Pfennig dem

andern zu. „Nein“, entgegnete jener, „Du bist der Meister, er kommt Dir zu“, und schob ihn wieder zurück. So ging der Pfennig hin und her, bis der Bergmann endlich seine Haue nahm und ihn mitten entzweihieb und jenem die eine Hälfte zuschob. Da sprach der vermeintliche Schlepper: „Weil Du so gewissenhaft und redlich bist, behalt Du die ganze Summe, sie ist Dein! Ich bin der Berggeist. Hättest Du anders gehandelt, ich würde Dich in die Tiefe gestürzt haben“. Der Bergmann bemerkte mit Schrecken, daß er über der Schachtöffnung auf einem Strohhalm saß. Der Berggeist verschwand und seitdem ging dem Bergmann die Arbeit glücklich von statten. (Diese Sage ist im Kreise Beuthen, Tarnowitz und Jabrze in verschiedenen Abweichungen bekannt.)

2.

Ein alter und kränklicher Bergmann, dessen Leistungen sehr gering waren, förderte seit einiger Zeit auf einer schlechten Nummer das Doppelte. Seine Kameraden wunderten sich darüber und meinten, dem Erfolge könnten nur zauberische Kräfte zu Grunde liegen. Weder Bitten noch Drohungen vermochten es, den Bergmann, der stets die höchste Lohnung erhielt, zur Aufklärung zu bewegen. Drei Jahre bewahrte der Häuer das Geheimnis. Als er jedoch an einem Lohntage im Gasthause zu viel Branntwein getrunken hatte, griff er nach einer Semmel und sagte: „Täglich opfere ich dem Berggeist eine Semmel; dafür arbeitet der dumme Tropf für mich“. Am nächsten Tage fuhr der Bergmann ein. Die Zieher erstaunten, als sie statt einen mit Kohle beladenen Wagen einen mit Semmeln gefüllten herauszogen. Wie erschrafen sie jedoch, als sie unter den Semmeln den Bergmann, der sich der billigen Geisterhilfe gerühmt hatte, als Leiche fanden! Das war die Rache des Berggeistes an dem Verräter des Geheimnisses. Nach anderer Version war ihm der Berggeist entgegengetreten und hatte ihm eine Semmel in den Mund gedrückt und ihn erstickt.

3.

Die bösen Possen nechtischer Kobolde waren die Ursache, daß in einer Strecke kein Bergmann mehr arbeiten wollte. Der Betriebsbeamte setzte eine hohe Summe aus, die dem Banner der feindlichen Gnomen ausgezahlt werden sollte. Nach langer Zeit meldete sich ein alter und frommer Bergmann, der eine Schicht an dem berüchtigten Orte verfahren und den Störungen ein Ende bereiten wollte. Kaum erschien der Häuer vor der Kohlenwand, so hörte er bald Strecken einstürzen, bald vernahm er ein gellendes Lachen, bald ängstliches Stöhnen, bald war sein Gezähe verschwunden, bald lag es wieder an seinem Orte. Allein der Bergmann

blieb standhaft und floh nicht, obgleich seine Arbeit erfolglos blieb, denn so oft er auch ein Bohrloch ansetzte, immer wurde es von Geisterhand geschlossen. Als der Häuer während der Pause sein Brot aß, da erblickte er eine Maus, die sich ihm zutraulich näherte. Der Bergmann warf dem Mäuschen Brotkrümchen zu, welche die Maus verzehrte. So geschah es drei Mal. Nun lief die Maus zur Kohlenwand, bohrte ein tiefes Loch darin und verschwand. Der Häuer versah das Bohrloch, das die Maus gegraben hatte, mit einer Patrone, versetzte diese und brannte ab. Der Erfolg war überraschend. Drei Tage hatten acht Schlepper mit dem Fortschaffen der geförderten Kohle zu tun. Seit dieser Zeit verschwanden die Geister von jenem Orte. Die Strecke gab die meiste Kohle. Dem Bergmann wurde die versprochene Belohnung ausgezahlt, und er erreichte ein hohes Alter.

4.

Die Galmei- und Bleierze einer Grube waren zu Ende. Ungeachtet der größten Mühe und Aufwendung bedeutender Kosten war eine Erzader nicht mehr zu finden. Da beschloß die Gewerkschaft, den letzten Versuch zu wagen, einen neuen Schacht zu teufen. Es schien, als sollte auch dieses Mittel fehlschlagen, denn trotz bedeutender Teufe war kein Erzstäubchen bemerkt worden. Da wandten sich die Bergleute im frommen Gebete zu Gott um Hilfe. Eines Tages wurden die Bergleute, wie es früher Gebrauch war, zur Mittagspause heraufgezogen. Die Zieher glaubten, es seien schon alle Arbeiter zu Tage geleiert worden; da erscholl aus der Tiefe der Ruf, den Kübel herabzulassen. Es geschah. Als er bald heraufgewunden war, rief eine dröhnende Stimme: „hängen, hängen!“ Die Zieher ließen vor Schreck die Kurbel los, denn sie erblickten in dem Kübel den verstorbenen Obersteiger, dessen Gestalt der Berggeist angenommen hatte. Das schwere Gefäß ging mit seiner Last rasch herab, doch so oft der Berggeist rief: „Langsam, langsam!“ verminderte sich sofort der Gang. Dann zeichnete der Berggeist mit roter Kreide rechts und links an der Schachtwand Kreuze. An diesen Stellen wurden später Strecken geschlagen und zur rechten Seite Galmei und silberhaltige Bleierze, zur linken vortreffliche Kohlen gefunden.

5.

Ein junger, unerschrockener Häuer glaubte weder an Gespenster noch Geister. So oft er in die Grube kam, rief er jedesmal: „Berggeist, erscheine!“ Eines Tages zeigte sich dem Zweifler ein Geist in Gestalt eines kleinen Männleins mit einem unförmlichen Kopfe, aus dem zwei rollende Ochsenaugen den Spötter anblickten. Der Geist befahl dem

Bergmann, ihm zu folgen. Mit einem Hammer schlug der Zwerg auf die Gesteinswände; es öffneten sich Strecken voll der reichsten Mineralschätze und schlossen sich wieder hinter ihm. Plötzlich ertönte eine herrliche Musik. Da fragte der Bergmann, woher diese komme. Der Geist antwortete: „Unser König kommt mit der Bergkapelle“. Nun öffnete sich ein langer, gewölbter Gang. In ihm zeigte sich den staunenden Blicken des Bergmannes der König der Berggeister im Purpurkleide mit goldener Krone auf dem Haupte und silbernem Fäustel in der Hand. Eine Zwergenkapelle, liebliche Weisen blasend, eröffnete und eine unzählige Schar von Gnomen, ein lautes „Glück auf“ rufend, schloß den Zug. Als sich der Bergmann nach seinem Begleiter umsah, war der verschwunden, der Knappe befand sich vor seinem Arbeitsorte und hörte die Schicht schlagen. In der Annahme, die wunderbare Geistererscheinung sei nur ein Traumbild gewesen, fährt der Bergmann aus. Allein wie erstaunte er, als er einen fremden Steiger und unbekannte Bergleute erblickte! Er begab sich in sein Haus, fand weder Weib noch Kind und wurde von den Bewohnern, die seinen Anblick scheuten, vertrieben. Nicht eine Schicht dauerte die Wanderschaft mit dem Berggeiste. — 50 Jahre waren nach Ausweis der Grubenbücher seit dem merkwürdigen Verschwinden des Bergmanns verfloßen.

Diese schöne Sage, deren Kenntniss ich der freundlichen Vermittelung des verdienten Herrn Rektors Sciuf in Godullahütte verdanke, zeigt uns einen bekannten Zug im Charakter der Berggeister. In den Bergen hört man oft Musik; da sind die Zwerge bei Tanz und frohem Gelage, ein musikkrohes Völklein. Außerdem fallen einem die verwandten Sagen von dem Mönche von Heisterbach und besonders von Rip van Winkle ein, deren letzte von Washington Irving in seinem Skizzenbuch meisterhaft erzählt worden ist.

Noch viele Sagen leben im Munde des Bergmanns. Hat auch die Aufklärung unserer Zeit den Glauben an den Berggeist zerstört, so hat sie doch eine dunkle Furcht vor einer geheimnisvoll waltenden und furchtbaren Macht noch nicht ganz zu vernichten vermocht. Immer noch hört man, daß in manchen Gruben die Bergleute wie vor alters mit Steinwürfen verfolgt würden; immer noch, und dies ziemlich allgemein, fürchtet man die hohen Feste wegen der damit verbundenen Unglücksfälle; immer noch wagt man nicht in der Grube zu pfeifen, in der Meinung, daß es den Zorn des Berggeistes erzeuge oder Einfluß auf die Erze habe.

Aus der Tiefe . . .

Von

Bernhard Schäfer, Jabrge.

 in Pfiß, erst unterdrückt und scheuer,
Dann schneidend in mein Träumen bricht —
Die Hütte ruft! Nun zieh'n die Häuer,
Die Förderleute all' zur Schicht.

Gabt ihr dem Lämpchen frische Speise?
Seid rüstig zu der Arbeit Lauf?
Hat jeder auch nach seiner Weise
Sich Gott befohlen? — dann Glück auf!

Und nieder trägt sie zu den Stollen
Die Fahrt im türmetiefen Schacht.
Der Fäustel schwirrt, die „Hunde“ rollen —
Ein schwer Stück Arbeit wird vollbracht . . .

Haust nicht in solchen Abgrundschlünden
Der Kobold noch, der tück'sche Gnom,
Den einst der Mensch aus Bergesgründen
Vertrieb und aus des Waldes Dom?

Bläh'n hier in Höhlen nicht sich Drachen,
Die Brut, die ohne Spur verschwand,
Seit einst Held Siegfried unter Eichen
Den Lindwurm schlug mit starker Hand?

Fast dünkt mich's, als ob Grimm und Tücke
Unholder Wesen oft sich paart,
Dem Bergmann zu bedroh'n die Brücke,
Die ihm zum Lichte weist die Fahrt.

Da stürzt ein Block von düstern Wänden
Und weckt das Echo schauervoll.
Ward er gelöst von Geisterhänden,
Daß seines Bruchs kein Laut erscholl?

Und Nebel, die erstarren machen,
 Sie steigen auf, sie dringen ein.
 Sind's Drachennäuler, Schlangentrachen,
 Die Gift und Tod dem Knappen spei'n?

O, harte Frohn und viel Beschwerde
 Weilt, wo der Rauch der Hütten schwelt!
 Nicht willig gibt die alte Erde
 Die letzten Schätze, die sie hehlt.

Doch Mann für Mann folgt unverdrossen
 Und stillgefaßt der harten Pflicht.
 Heil, wenn der Tag sich neu erschlossen!
 Glück auf, wer grüßen darf das Licht!

Doch, wenn sie aus der Tiefe rufen,
 Wenn jäh verschüttet ward die Bahn —
 O Gott! Auf Deines Thrones Stufen
 Ihr De profundis höre an!

Errette sie! O stille, stille
 Der Herzen Angst, der Lippen fleh'n!
 Doch, wen Du forderst, weiser Wille
 Laß aufersteh'n . . . laß aufersteh'n.

Die Oderschenke.

Von

Carl Klings, Schöneberg-Berlin.

Da sitz' ich mutterseelenallein
 In der alten Oderschenke,
 Der stäubchenzitternde Sonnenschein
 Tanzt über Tisch und Bänke.

Des Wirtes Dirnlein, rotwangig und drall,
 Hat mich ein Weilchen verlassen,
 Zu melken drüben im Rinderstall
 Die brüllenden Schecken und Blaffen.

Sie ist ein blühendes Bauernkind
 Von siebzehn knappen Jahren, —
 Der Wirt und die Frau Wirtin sind
 Heut morgen ins Städtchen gefahren. —

Und hat sie die schäumende Milch geseiht,
 Dann kommt sie und sitzt mir gegenüber,
 Wir schlagen Karten und spielen zu Zweit
 Um Küsse und Nasenstüber.

Die Luft ist dumpf, das Dunkelbier schal, —
 Die Küsse nur locken zu bleiben;
 Inzwischen soll mir der Ausguck einmal
 Die Langeweile vertreiben.

Ein Entrich führt seine Kompagnie
 Kopfnickend über die Straße,
 Im Nachbarhofe beordert sie
 Der Bäuerin Stimme zum Frage.

Halbnackt im Staub und Sonnenbrand
 Zwei Kinder kauern, die Mühlen
 Und Kirchen bauen und allerhand,
 Und Späßen, die stäuben und wühlen.

Gepuzt wie ein bunter Papagei
 Mit grellen Lappen und Flickern
 Hinkt eine alte Vettel vorbei
 Und mißt mich mit grimmigen Blicken.

Droht mit dem Krückstock, als wär' sie toll,
 Beschwört mich mit kindischem Lallen — — —
 Horch, — eines Wägleins dumpf Geroll,
 Huffschlag und Peitschenknallen!

Auf springen die Kinder, das Späzenvolk schwirrt
 In Nachbars Kirschbaum hinüber, —
 Da sind sie, wahrhaftig, die Wirtin, der Wirt — —
 O Küsse und Nasenstüber!

Griesgrämig und finster der Herr Papa,
 Ein alter härbeißiger Knaaster,
 Die gute, rundliche Frau Mama,
 Eine lauernde Waldschalaster.

Die funkelnden Äuglein umzucken mich
 Wie spielende Gauklerdolche,
 Vor solchen Blicken halten nicht Stich
 Die abgefeimtesten Strolche.

Die Luft wird schwül. Mein Dunkelbier
 Schmeckt bitter wie Essig und Galle,
 Der Alte, kein Zweifel, er wittert in mir
 Den Fuchs im Hühnerstalle.

Mir graut vor ihm. Ich zahle schnell,
 Ich mache mich aus dem Staube,
 Sonst greift der finstre vierschrot'ge Gesell
 Zu Stuhlbein und Daumenschraube.

Ahnt er, daß mit dem Töchterlein
 Um Küsse ich Karten geschlagen,
 Ich muß mir stückweis' Arm und Bein
 Im Sacktuch nach Hause tragen.

Wirtstöchterlein feines, lebe drum wohl,
 Und halte Dich stolz und tapfer,
 Besetze reich den Tisch mit Kohl
 Dem biederen Bierverzaffer.

Ich zieh' indes ins Land hinaus,
 Dein denkend, bald traurig, bald heiter,
 Und bist Du mal wieder allein zu Haus,
 Dann — spielen und küssen wir weiter.

Bücherbesprechungen.

Bunte Bilder aus dem Schlesiervlande. Herausgegeben vom Schlesiervchen Pestalozzi-Verein. Mit vielen Illustrationen. Zweiter Band. Breslau. Verlag von Max Woywod. 1903. 472 Seiten.

Das in schöner Ausstattung und gutem Druck vorliegende, vom Vorstande des schlesiervchen Pestalozzi-Vereins herausgegebene und Ihrer Majestät der Kaiserin gewidmete Buch ist ein dankenswerter Beitrag zur populären Literatur der schlesiervchen Heimatkunde. In zweiundsiebzig nicht zusammenhängenden aber systematisch geordneten Aufsätzen, von denen die meisten durch Abbildungen illustriert sind, wird uns ein bunter Bilderbogen unseres schönen Schlesiervlandes und seiner einzelnen Teile vor Augen geführt. Es sind das keine Forschungen, die unbekannte Tatsachen neu ergründen wollen, aber doch zumeist auf der Höhe der Wissenschaft stehende populäre Artikel, die für ein breites Publikum berechnet sind. Die ersten sechs Aufsätze behandeln Stoffe, die für das ganze Schlesiervchen von Interesse sind, wie: Königin Luise von Preußen in Schlesiervchen, von J. Kunick; Steinerne Urkunden aus Schlesiervchens Vorzeit, von Prof. Dr. Gürich; Schlesiervsche Ortsnamen von P. Paeschke u. s. w. Es folgen dann Artikel, die der Reihe nach der Lausitz, Nieder- und Mittelschlesiervchen und endlich unserem in der Literatur sonst so stiefmütterlich behandelten Oberschlesiervchen gewidmet sind.

Wenn an den historischen und statistischen Daten, wie auch an der Art der Darstellung im großen und ganzen nichts auszusetzen ist, verhält es sich leider nicht so mit der Ortsnamenforschung. Hier ist leider noch sehr viel zu rügen; denn neben vielem richtigen wird hier dem Leser bedauerlicher Weise auch sehr viel nicht zutreffendes vorgezeigt. Es gilt dies ebenso von dem Aufsatz von Paeschke: „Schlesiervsche Ortsnamen“, wie von den gelegentlichen sprachwissenschaftlichen Exkursionen der anderen Artikel. Nicht um an dem im ganzen sehr lobenswerten Buche etwas auszusetzen, nur um der Beobachtung Ausdruck zu geben, daß es mit der Kenntnis der schlesiervchen Ortsnamenforschung leider im allgemeinen immer noch schlecht bestellt ist, will ich bei diesem Punkte etwas verweilen. Sehr richtig sind die Worte Paeschkes, mit denen er seinen genannten Aufsatz einleitet: „Es gab eine Zeit, und sie liegt keineswegs sehr weit zurück, in der man die schlesiervchen Ortsnamen, soweit sie nicht der deutschen Sprache entstammen, in echt volkstümlicher Weise zu erklären versuchte“. Nachdem er einige Beispiele solcher naiver Volksetymologien angeführt, fährt der Verfasser weiter fort: „Es ist das Verdienst des Vereins für schlesiervsche Geschichte und Altertum, dergleichen irrtümliche Ansichten und sagenhafte Erfindungen als solche gebührend gekennzeichnet, gleichzeitig aber auch das Dunkel erhellt zu haben, in das bisher die Entstehung und Bedeutung der schlesiervchen Ortsnamen gehüllt war“. Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen verfällt aber der Verfasser, wahr-

scheinlich durch nicht immer richtig gewählte Gewährsmänner verleitet, in dieselben Fehler, die er eben gerügt hat, und gibt uns als „Resultat rastloser Forscherarbeit“ der letzten Zeit neben einer Anzahl richtiger Erklärungen eine ganze Reihe von Deutungen, die gleichfalls nur in das Gebiet der Volksetymologie gehören. Dahin zu rechnen sind zum Beispiel die Ableitungen einiger Ortsnamen von dem Namen der „Slaven überhaupt“ und die hieraus gezogene Folgerung, diese Ortschaften seien von diesen begründet worden. Die dort angeführten Ortsnamen Slawentzitz und Slawikau z. B. haben mit den Slaven als Volksstamm nichts zu tun und stammen von den Personennamen: Slawęta bzw. Slawek oder Slawik. Ebenso bedeutet Dalkau nicht „fernsehtsort“, Militzsch, Lublinitz, Lüben sind keine „Freuden- und Glanzorte“, ebenso wie Strachwitz, Strachau keine „Schreckensorte“ sind. Auch diesen Ortsnamen liegen Personennamen zu Grunde. Dalkau heißt nur der (Ort) des Dalek, Lublinieć heißt nur Klein-Lublin und Lublin wie Lüben heißt der (Ort) der Luba. Militzsch geht auf den Personennamen Mil zurück u. s. w. Namyslow = Namslau heißt nicht „klug gewählter Ort“, sondern (Ort) des Namysl. Nicht richtig ist auch die Regel, daß die „Endsilben: witz, itz, schütz, ditz, witz, in, ine zc.“ im Deutschen soviel als: Dorf, Ort, Flecken, Aue“ zc. bedeuten.

Der Verfasser des Artikels „Oppeln, die alte Pfaffenstadt“ belehrt uns (S. 390): „Die Felder, die die Burg umgaben und auf denen Dorf und Stadt (Oppeln) emporkamen, gaben der Ansiedelung den Namen Opole, Opol, von pole = feld, opole = das ringsum befindliche feld“. Auch das stimmt nicht. Oppeln hätte diesen Namen haben können, auch wenn es ringsum von Bergen eingeschlossen wäre. Opole stammt zwar von pole = feld, bedeutet aber: „der Gau“, und Oppeln wurde so genannt, weil es das Centrum eines Gaues, einer zu einem Gaue gehörenden Volkssippe war.

Die sehr umständlich auseinandergesetzte Etymologie des Namens Ratibor, welche der Verfasser des Artikels über diese Stadt der Abhandlung des Pfarrers Joseph Gregor verdankt (S. 419—421), trifft auch nur zur Hälfte zu. Ratibor, polnisch Racibórz, heißt der (Ort) des Ratibor. Der Personennamen Ratibor selbst, wenn dieser auch erklärt werden soll, heißt etwa soviel wie Schlachtenkämpfer, oder der im Heere Kämpfende, denn die erste Silbe hängt nicht mit rad sondern mit rac = das Heer zusammen.

Abgesehen von der auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung liegenden Schwäche, kann das ganze Buch als eine Sammlung von anziehend geschriebenen abwechslungsreichen und zuverlässigen Aufsätzen bezeichnet werden. Für die Leser unserer Zeitschrift sei noch besonders hervorgehoben, daß elf Artikel, die Nr. 61—71 sich ausschließlich mit Oberschlesien beschäftigen.

Z.

Heimatkunde von Beuthen (Oberschlesien). 1. Teil. Herausgegeben von dem Lehrerkollegium der städtischen katholischen Realschule zu Beuthen O.-S. 1903. Progr. Nr. 258. Druck von Th. Kürsch (Gustav Müller) zu Beuthen O.-S. 67 Seiten.

Das eben bezeichnete Büchlein liegt dem diesjährigen 6. Jahresbericht der städtischen katholischen Realschule zu Beuthen O.-S., die in der Entwicklung zur Oberrealschule begriffen ist, bei. Wie das Vorwort berichtet, hat das Lehrerkollegium am 3. April 1902, einer Anregung des Direktors Dr. Flaschel folgend, beschlossen, eine Heimatkunde von Beuthen, ähnlich wie die vom Lehrerkollegium des Gymnasiums zu Görlitz herausgegebene Heimatkunde, gemeinsam zu verfassen. Die Mitglieder des Lehrerkollegiums teilten die einzelnen Gebiete untereinander, der Direktor behielt sich noch außerdem die Zusammenstellung und Bearbeitung des Ganzen vor. Aber auch außerhalb des Kollegiums stehende Herren haben bei der Abfassung des Büchleins ihre Dienste geleistet.

Die Idee verdient die weiteste Nachahmung. Die den Schulprogrammen beigefügten wissenschaftlichen Arbeiten der Lehrer sollen ja einerseits dem Lehrer Gelegenheit geben, die wissenschaftlichen Kenntnisse auf seinem Gebiete zu vertiefen und Rechenschaft von seinen Fortbildungsbestrebungen ablegen, andererseits auch der Wissenschaft einen Dienst erweisen. Diese Ziele werden natürlich am sichersten erreicht, wenn die Arbeit in den Dienst der Heimatkunde gestellt wird. Denn wenn der wissenschaftlichen Arbeit in jeder anderen Beziehung am kleineren Orte der Mangel an Bibliotheken und anderem Rüstzeug hindernd entgegentritt, so liegt die Heimat in jeder Hinsicht der Beobachtung und Forschung offen und treten dem beobachtenden Auge auf Schritt und Tritt Momente entgegen, die des Studiums wert sind. Material ist in Fülle vorhanden und kann auch am besten an Ort und Stelle bearbeitet werden. Eine andere Frage ist es, ob es ratsamer ist, sich Einzelforschungen zuzuwenden und so die Möglichkeit zu haben, neues zu bringen, oder wie die vorliegende Arbeit in encyclopädischer Weise die Gesamtheit der Ortskunde zu behandeln. Wenn die erstere Art der Wissenschaft einen größeren Dienst erweist, so ist die zweite wiederum mehr geeignet, die Heimatkunde populär zu machen. In dem vorliegenden Werkchen behandelt Oberlehrer Nolte die Oberfläche, Bodenschätze und Klima, Oberlehrer Siegel die Geschichte von Beuthen bis 1863, Direktor Dr. Flaschel die Entwicklung Beuthens in den letzten 40 Jahren; Oberlehrer Durynek beschäftigt sich mit der Sprache, Zeichenlehrer Bimler schildert Bewohner, Sitten, Aberglauben und Sagen, Oberlehrer Brzeźak die Wirbeltiere. Das andere soll in dem nächsten Programm behandelt werden.

Die naturwissenschaftlichen und historischen Artikel geben keinen Anlaß zu besonderen Bemerkungen. Sie sind klar, deutlich und auch zuverlässig. Bezüglich der volkskundlichen will ich hervorheben, daß der Artikel von Bimler, der die Bewohner, ihre Sitten etc. schildert, nicht uninteressant ist, der Aufsatz von Oberlehrer Durynek überrascht in seinem ersten Teil (§ 1 und § 2) durch eine auf diesem Gebiete leider selten zu findende Sachkenntnis, wiewohl kleine Ungenauigkeiten auch hier vorkommen, so z. B. die Erwähnung eines „polnischen Artikels“. Sehr richtig ist das Urteil des Verfassers über den oberschlesisch-polnischen Dialekt. Zu bedauern ist, daß Verfasser diesen anerkanntswerten Ausführungen eine Abhandlung über die Ortsnamen der Umgegend von Beuthen hat folgen lassen, die leider auf demselben Niveau steht und eben so unzuverlässig ist, wie die meisten Mitteilungen aus dem Gebiete der sogenannten „Ortsnamenforschung“, die einem in der schlesischen Literatur begegnen. Um einiges hervorzuheben: Bogucice, polnisch Bogucice (nur so richtig), stammt von dem Personennamen Boguta. Bogucice heißt: die Bogutiden, die Nachkommen des Boguta. Die meisten polnischen Ortsnamen sind so gebildet. Die Ausführungen, die der Verfasser zu diesem Worte gibt, sind ganz naive Volksetymologien. Zaborze wie Podlesie sind keine Lokativendungen, wie Verfasser glaubt, u. s. w.

Z.

Magimilian Schlefinger. Geschichte des Breslauer Theaters. Band I. 1522—1841. Breslau. Kommissions-Verlag von Wilhelm Koebner. IV u. 250 Seiten.

Dieses vor Jahren bei S. Fischer in Berlin erschienene Buch des späteren Dramaturgen der Breslauer Theater ist nunmehr, nach dem Tode des Verfassers, in den Kommissions-Verlag der oben bezeichneten Buchhandlung in Breslau übergegangen. Der ursprüngliche Preis desselben von 5 Mk. ist auf nur 2 Mk. herabgesetzt worden. Wie derselbe Verlag der Redaktion mitgeteilt hat, wird ein zweiter Band, etwa aus hinterlassenen Schriften des Verfassers, nicht erscheinen und der herausgegebene erste Band einzig bleiben. Das Buch ist seinerzeit eingehend von der Kritik gewürdigt worden. Hervorzuheben ist,

daß es auf dokumentarischer Forschung beruht und anziehend geschrieben ist. Den Oberschleslern, deren Bestrebungen, ein eigenes, den Anforderungen der Neuzeit genügendes Theater bei sich heimisch zu machen, gegenwärtig sehr lebhaft sind, kann die Lektüre dieses Buches empfohlen werden. Sie werden daraus zu ihrem Troste ersehen, aus wie geringen Anfängen die immerhin großen und leistungsfähigen Theater unserer Provinzialhauptstadt sich entwickelt haben.

Weiter sind in der Redaktion eingegangen:

Carl Klings. Wieland der Schmied. Versdrama in 5 Akten. Verlag des „Rübezahl“, Friedland i. B. 1903. 70 Seiten.

Franz Grundmann. Edelwild. Drama in einem Akt. Friedland i. B. Verlag des „Rübezahl“. 1902. 28 Seiten.

Chronik.

1. April. Von diesem Tage ab erscheinen in Oberschlesien drei neue polnische Blätter, die in der Druckerei des Kattowitzer Górnoślazak angefertigt werden, und zwar die belletristische Wochenschrift „Iskra“ in Gleiwitz und die zweimal wöchentlich erscheinenden Dzwon Polski in Lublinitz und Straż nad Odrą in Kosel.
 11. April. In Schomberg wird mit dem Bau einer neuen katholischen Kirche begonnen.
 13. April. Die Königliche Regierung hat zu den Baukosten der neuen Schule in Deutsch-Piekar eine Beihilfe von 21 000 Mark bewilligt, während die Patronatherrschaft den Rest übernimmt und die Gemeinde den Bauplatz hergibt. (Oberöchl. Anz.)
 15. April. Einführung des Bürgermeisters Priemer in Leobschütz.
 16. April. Einweihung des St. Josephs-Konvikts in Gleiwitz.
 18. April. Einweihung des neuerbauten Gymnasiums zu Myslowitz.
-

Redaktion Dr. E. Zivier, Plesz O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhme, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.